Princeton University Library
32101 066414911

E. von Handel-Mazzetti

Der Blumenteufel

3450
7
.316

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Der Blumenteufel

Bilder aus dem Reservespital Staatsgymnasium in Linz

Von

E. von Handel-Mazzetti

Herausgegeben vom

Sekretariat Sozialer Studentenarbeit

In Deutschland und Österreich militäramtlich genehmigt

M. Gladbach 1916, Volksvereins-Verlag GmbH.

Das Recht der Übersetzung und alle Rechte vorbehalten

8000 Abzüge einer Feldausgabe wurden zur Versendung an die Front und in die Lazarette durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit gestiftet.

Der Urabdruck dieſer Erzählung iſt in der Sonntagsbeilage der öſterreichiſchen Zeitung „Reichspoſt“ (vom 23. Jänner bis 5. März 1916) erfolgt.

Der nachſtehende Abdruck iſt der erſte und einzige in Buchform, von der Verfaſſerin ſelbſt genehmigt und revidiert.

3450
.7
.316
(RECAP)

544590

Pichler:

... Verſtummen muß der Haß! Wie anders
Sieht nun der Sohn, der Enkel jene Zeit!
Die Menſchen gehn; des Tages Stimmung wechſelt,
Des Himmels Sterne wechſeln; nur allein
Die Pole dauern, denen er gefolgt!
(Er zeigt nach dem Standbilde Hofers, indem er ſeinem Knaben die Linke aufs Haupt legt:)
Es ſteht ſein Bild, ein Vorbild ſeinem Volke.
O, daß ſich Hofers Geiſt in uns erneue!
Kein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue.

(Domanig: Der Tiroler Freiheitskampf. Epilog.)

I.

Es iſt wenige Tage nach dem Tode des jüdiſchen Honveds Szaller und des armen Wolgenannt. Ich fühle mich erſchüttert, meine Seele iſt zerriſſen, ich bin faſt krank. Und doch iſt dies erſt das zweitemal, daß ſich der Tod von Kriegsverwundeten unmittelbar vor meinen Augen begab. Und mich macht es krank! In der Nacht höre ich den letzten Seufzer des Juden. Die gebrochenen, offenen Augen des armen Wolgenannt laſſen mich nicht los ... Der Tod dieſer beiden war zu viel für mich. Und tagtäglich werden Hekatomben geſchlachtet in der greulichſten, unmenſchlichſten, unausdenkbarſten Art. Und niemand kann helfen, hindern, vorbeugen.

P. Overmans, in ſeiner Studie über meine Stephana in den Laacher Stimmen, ſagte, mein Mitleid ſtehe in meinen Dichtungen hilflos jedem menſchlichen Weh gegenüber. — Dieſes phantaſiegeborene Weh, was bedeutet es angeſichts des Meeres von Jammer, der jetzt die ganze geſittete Welt in Wahrheit überflutet?

Zögernd, beklommenen Herzens betrat ich nach dem Tode Wolgenannts das Schuldienerzimmer im Staatsgymnasium[1]), um mich nach den Wünschen meiner Schützlinge zu erkundigen. Unheimliches Geflüster von schrecklich zerschossenen und halb erfrorenen Menschen, die am 29. November angekommen seien, erfüllte mich mit Schauder, und ich gewann es noch nicht über mich, dieses neue Elend in der Nähe anzuschauen.

„Mir sein für alles dankbar, schickt uns Frau Baronin nur, was sie will," sagte Frau Wieser, die Schuldienerin, die stille, demütige Florence Nightingale im Linzer Spital. Ihre blauen Augen blickten sorgenvoll, und ihr freundliches, von reichem, weißen Haar umrahmtes Gesicht, das einen Rest von Liebreiz der entschwundenen Jugend zeigt, war ernster als gewöhnlich. „Aber weil Frau Baronin schon

---

[1]) Hier einige Details über das Szenarium dieser Erzählung, das Linzer Reservespital Staatsgymnasium (nach einer Notiz der „Reichspost" vom 6. Februar 1916):

Das Linzer Staatsgymnasium, das seit September 1914 ununterbrochen verwundeten Kriegern zur Heimstätte dient, steht unter militärärztlichem Kommando (Oberstabsarzt Dr. Markel, Regimentsarzt Dr. Scheiber). Primarius ist Dr. Joseph Doberer, dessen Genialität im chirurgischen Fache es zugeschrieben wird, daß die Sterblichkeit im Spital eine staunenswert geringe ist. Neben ihm ordinieren die Doktoren v. Luxer, Staroni und Kopriva. Leitung und Aufsicht über das Pflegepersonal führt in glänzender Weise Frau Regierungsrat Professor Dr. Thalmayr, edel und gütig und in jeder Weise für die leidenden Krieger besorgt; zu ihrer Seite sind die Damen Frau Doktor Kränzl, Frau Hofrat Hackmüller, Frau Prof. Klug, Frau Prof. Gugler, ferner die Fräulein Marie Römer, Grete Sonnleithner,

fragt, was wir brauchen, so bin i schon so keck und bitt für oan um wa^ B'sonders, nämlich um den guat'n Wein, den was uns Frau Baronin damals für den Ungarn mit dem halberten G'sicht g'schickt hab'n. — Er liegt im Achtzehnerzimmer. Es is a Tiroler Landesschütz. Recht an arm's Kind is er, die halberte Hand is abg'nummen, dazu hat er die Lungelentzündung kriegt, und den Wundstarrkrampf fürchten s' aa. I bitt, wenn Frau Baronin auf ihn denken tät. Es sagen, er wird nimmer [1]), aber mir tut halt, was mir kann."

„Ja, ja, gern, bringen Sie ihm nur alles, was er braucht, Frau Wieser; ich hoffe aber, er stirbt nicht! Die letzten Todesfälle waren mir gräßlich, es ist schon genug!"

„Dös is wahr, Frau Baronin," sagte die Gute. „Vieri sein uns bis jetzt g'storben, von a paar hundert, es is eh nit viel; unser gnädige Frau [2]) tut eh für dö arman Sol-

---

Marta Thalmayr, Grete v. Poth, Else Nahowski im Dienste der Hilfspflege tätig. Eine Anzahl aufmerksamer, geschulter Pflegerinnen und trefflicher Sanitätssoldaten (wir lernen in Handel-Mazzettis Studien einen derselben, den Wärter Fuchs, persönlich kennen) ist fortwährend um die armen Kranken bemüht. Die aufopfernde, in ihrer Tätigkeit so vielseitige Schuldienersgattin Frau Klara Wieser, deren Bild uns im „Blumenteufel" plastisch entgegentritt, arbeitet außer in den Krankensälen auch im Magazin früh und spät für die Verwundeten. Sanitätsfeldwebel ist J. Weissenberger (früher Fritz Wagner). Für die Menage, die in diesem Spital berühmt gut ist, sorgt Kantineur Schulz. Baronin Handel-Mazzetti besucht das Spital ununterbrochen seit den ersten Kriegsmonaten.

[1]) er kommt nicht auf. [2]) Frau Regierungsrat Thalmayr.

daten, was oans kann, da feit ſi nixö. Ja, vieri ſein uns g'ſtorben. Is aa dös trauri; aber es ſein do in eahna Betta g'ſtorb'n, und es hab'n ön geiſtlinga Troſt g'habt. Die was viel die Ärmern ſein, das ſein die, was am Feld ſterben, die was alloani lieg'n müſſen in eahna letzten Not, ohne Hilf, ohne Sanität, das ſein ja die Allerärmern, über die ſoll ſi unſer Herrgott derbarmen!"— Sie ſprach leiſe und ſchonend. Mich ſchüttelte es. — —

Noch am gleichen Tage brachte ich den Wein in das Schuldienerſtübchen. — Stübchen iſt nicht richtig geſagt, denn auch die Schuldienerswohnung im Staatsgymnaſium iſt ein Saal, hoch und impoſant, wie die Bel-Etage des Belvedere, und die vielen niedlichen, gemalten und boſſierten Heiligkeiten der Frau Wieſer verſchlüpfen ſich faſt in den monumentalen Dimenſionen dieſes Raumes.

„Iſt das der Wein, den Sie für Ihren Schützling gewünſcht haben, Frau Wieſer? Gumpoldskirchner Ausleſe." Sie ſah die Etikette an.

„Freilö, dös is er, ganz der rechte. I wir glei dami aufagehn. Er verſchmacht' vor Durſt. Am liabſten möcht er in oaner Tour eiskalts Waſſer trinka. Dös därf net ſein dös wär ſei Tod."

Frau Wieſer ſchien mir bleicher als ſonſt, oder war dies nur der Reflex des Schnees, der draußen in weißen Schleiern zur Erde wirbelte?

„Sitzt die Frau Baronin a wen'g nieder." Und als ich der Einladung gefolgt war, ſagte Frau Wieſer: „Dös muß i der Frau Baronin do z'wiſſen toan, daß heunt der Pater verſehen kommt. Er is ſehr ſchlecht."

„Mein Gott, der wird doch nicht auch ſterben. Es wäre zu ſchrecklich! Drei in vierzehn Tagen.“

„Mir is eh aa ſehr leid,“ ſprach die treue Soldatenmutter traurig. „Er is a liabs Kind. In ſeine Phantaſien is er immer bei ſeine Eltern und immer in der Heimat, dös woaß i ſchon, das ſein brave Burſchen, die was nur von zu Haus und von ihnere Eltern phantaſiern toan.“

„Iſt es ein Bauernburſch?“

„I moan, er is a Häuslersſohn. — Frau Baronin . . . wenn er ſterben ſollt . . . därfet i um an Chriſtus und um an Sargſchleier bitta —?“

„O ſagen Sie nichts davon . . . er kommt vielleicht doch noch auf . . . Kann ich ihn ſehen?“

„Jetzt derweil no nöt,“ ſagte ſie mit ihrem bleichen Lächeln. „Er hat ön Starrkrampf. Da därf niem'd zu, als was die Wärter ſein. Aber wann's unſa Herrgott macht und er wird beſſer, dann tuat ihn die Frau Baronin beſuachen.“

Drei Tage dauerte die Kriſe. Oft im Tage ſah ich hinüber auf das gelbe Palais mit den rieſigen Fenſtern und mußte immer denken, daß dort ein junges Leben jetzt am Erlöſchen war. Am dritten Tage ging behutſam unſere elektriſche Wohnungsklingel. Die Joſe meldete Frau Wieſer. Ich erſchrak. Kam ſie um den Sargſchleier?

„Na, derweil no nöt!“ Ein verſtohlen heiterer Zug umſpielte bei meiner Frage ihre Lippen. „Er is recht ſchwach aber heunt hab'n dö Doktor g'ſagt, es is Hoffnung, daß er herauskommt. Wir müſſen halt ön lieben Gott bitta. Er is aa oana Muatta ihr liab's Kind. Der Wein tut ihm gut. Und i bitt, ob i wieda an ſolchenen holen därf“.

„Ja, Frau Wieſer, alles, alles dürfen Sie holen. Sie wiſſen es ja — —“

Einige Stunden ſpäter war ich drüben und fragte: „Kann ich zu ihm?“

„Frau Baronin! Jetzt derweil no nöt, aber bald Er klaubt ſi' heraus. Der Starrkrampf und die Lungenentzündung und ſo a ſchreckliche Verletzung — dö Doktor ſag'n, dös is a wunderbare Natur; i ſag': A ſo a guat's Kind, was auf dö Eltern und b'ſunders auf d' Muatter in ſeiner Phantaſie und im Sterben no denkt, laßt unſer Herrgott do nöt im Elend und unter dö fremden Leut ſterben. Denn unſer Herrgott is aa a Kind g'we'n und hat ſei Muatter aa gern g'habt, dös fallt ma jetzt'n häufig ein, bald jetzt Advent is, dös is die Zeit, wo mir dö halige Kindheit Jeſu verehren.“

Lieb und heimelig klingt ihr Dialekt — Maria-Taflinger-Dialekt! — ſie iſt eine Strengbergerin — und mütterlich anmutig iſt die Gebärde, mit der ſie mich einlädt, den kleinen Herrgott, der ſein Mütterchen ſo liebte, auf ihrer Kommode zu bewundern.

Es iſt ein reizendes Wachs-Jeſukind, fein boſſiert, zart bemalt, mit blonden Naturlocken und pechſchwarzen Emailäuglein, das hier im Krippchen liegt; keins von den ſchablonenhaften Weihnachtskindern, wie der Wachszieher ſie dutzendweiſe fabriziert. Dieſes Jeſulein hat ſicher eine fromme Karmeliterin unter Gebet und Betrachtung boſſiert, darum wurde ſein Ausdruck ſo ſüß wie ihre geiſtliche Liebe. Das Jahr entlang, wie mir Frau Wieſer nunmehr mit andächtiger Stimme erzählt, ſteht das Kripplein im Glas-

kaſten, und das Jeſukind iſt unter einem purpurroten Seidendeckerl ſorgfältig verborgen. Jeden Advent aber wird das Kindlein zur Verehrung aufgeſtellt, um erſt zu Lichtmeß wieder in ſeine Verborgenheit zurückzukehren. Und zu Weihnachten brennen ſechs Kerzen zu Häupten und eine rote Lampe zu Füßen des göttlichen Kindes: „Dann tun mein lieber Mann und ich es immer anſchauen und bewundern und verehren.“

Frau Wieſer hat keine Kinder, aber nie noch hat Mütterlichkeit im Herzen einer Kinderloſen zartere Blüten getragen für alle Armen, Betrübten und Verlaſſenen. Als ſie nun das Jeſukindlein aus dem Krippchen nahm und es fromm küßte, da dachte ich, wer es war, der der Frau, die nicht Mutter iſt, alle Schönheiten des Muttergemüts verlieh: Das Kind aller Kinder, von dem das rührende alte Lied ſagt:

O dulce Jesule,
Nach dir iſt mir ſo weh!
Tröſt mir mein Gemüte,
Tu puer optime.
Nach aller deiner Güte,
O princeps gloriae,
Trahe me post te,
Trahe me post te!

II.

Es war ein Jännertag voll Schnee und Nebel, als ich das Zimmer 23, wohin der Tiroler aus dem Achtzehnerſaal übertragen worden war, das erſtemal betrat. Tiefe

Stille herrſchte hier; in den ſechs Betten lagen lauter Schwerverletzte. Frau Wieſer, die mich geleitete, wies mich mit leiſer Bitte zuerſt zum Allererbarmungswürdigſten. Der lag im Bett zunächſt der Tür. Beide Beine waren ihm abgenommen worden. Die Züge dieſes Unglücklichen hätten auf 30 bis 40 Jahre ſchließen laſſen. Und er war, wie ſeine Kopftafel beſagte, 23 Jahre alt! Die Farbe ſeiner glanzloſen, ſtieren Augen war unbeſtimmbar, ſeine Lippen waren weiß wie Pergament und ſeine Augenlider, die er todmüde öfters, während er leiſe und röchelnd ſprach, wie ein Schlafender ſchloß, waren bläulich-violett. Wie entſetzlich waren ſeine Hände, Hände des wahrhaften Senſenmannes! Und wie kraftlos. Er verſuchte, Zigaretten, die ich ihm ſchenkte, zwiſchen den Fingern zu halten, und eine um die andere fiel zu Boden. Frau Wieſer ſchob die Decke ein wenig zurück und zeigte mir ſeine Fußſtummel; den Eindruck vergeſſe ich nie. Der eine Fuß war knapp ober, der andere unter dem Knie abgenommen, der Mann war ganz vom Fleiſch gefallen, der Verbandpfropfen ſchloß ſich um von blutiger Haut umgebenes dürres Gebein. Ich verſuchte, obwohl mir vor Mitleid die Stimme wieder und wieder verſagte, mit dieſem Unglückſeligen ein Geſpräch anzuknüpfen. Ich erfuhr, daß er ein Urfahrer war. in Serbien gekämpft und auch die Einnahme von Schabatz mitgemacht hatte, und daß ihn im November in Galizien ſein grauſiges Geſchick ereilte, nicht durch eine feindliche Kugel, ſondern durch die Eiskälte einer Gefechtsnacht, da er mit ſeinen Kameraden durch ein tiefes, fließendes Waſſer waten und dann in der naſſen Montur bei grimmiger

Kälte weitermarſchieren mußte. Er blieb liegen; die Füße froren ihm ab.

Ich gab ihm einen Jeruſalemroſenkranz und ein Bild mit Olivenblättern vom Ölberg. Er ſtarrte das Bild mit den Gethſemaneblumen an, dann ſagte er in abgebrochenen Sätzen: „Sie! Dös hot mi kränkt — wiari im erſt'n Spital, wo i war, g'hört hab', wie einer g'ſagt hat: Der ſtirbt ſo — dem nutzt ſo nix mehr — laßt's'n ſterb'n. Es lebt an jads gern, nöt?“ Ein Stich ging mir durchs Herz. Der chriſtliche Takt, die politesse chrétienne des hl. Franz von Sales verbietet ſolche Worte ſelbſt im Gemach des Todes. Dieſe umhüllt noch dem Sterbenden das Erſcheinen des Prieſters mit friedlicher Hoffnung; aber wer nicht glaubt, kann auch nicht tröſten. —

Dem armen Opfer der galiziſchen Winterſchlacht ſanken nach den wenigen Sätzen, die er geſprochen hatte, die Lider zu; er ſchlummerte vor Schwäche ein. Frau Wieſer richtete ihm behutſam die Decke, und ich war eben im Begriff, ſie nach dem Patienten zu fragen, den ich eigentlich beſuchen wollte, dem Tiroler. Da feſſelte mich im zweitnächſten Bette von dem des armen Urfahrers ein bräunlich blaſſes Geſicht mit lebhaften ſchwarzen Augen, die mich unverwandt anblickten.

„Iſt das auch ein Neuer?“ fragte ich.

„Ja und nein,“ erwiderte Frau Wieſer, „auf Nr. 23 is er neu, im Spital is er ſchon länger, i bitt', das is nämli' der, was in Starrkrampf g'habt hat und die Lungelentzündung. Schaut die Frau Baronin, wie er ſi ſchon herausklaubt hat.“

Alſo das war mein unbekannter Schützling, für den ich vor kurzem den Sargſchleier hätte kaufen ſollen und nicht wollte. Armes Kind! — So jung! — Ich trat an ſein Bett, er richtete ſich auf und ſtreckte mir die unverletzte rechte Hand hin, die linke, die durchſchoſſene, lag verbunden auf der Rougedecke.

„Sie ſind alſo der, der im Dezember am Sterben war? Ich wollte Sie ſchon lang beſuchen.“

— „Ja und Sie ſind die Frau, wo mit mir ſo gut war. Ich hätte ſie auch ſchon lang kennen mögen.“

Frau Wieſer hatte mir immer wiederholt, der iſt ein liebes, unſchuldiges Kind, dieſe Worte kamen mir augenblicklich zu Sinn. Denn ſelten, vielleicht noch niemals habe ich im Geſicht eines Mannes einen ſolchen Ausdruck von unangetaſteter Unſchuld geſehen wie in dieſem. Und dabei war es kein ausdrucksarmes oder ſtumpfes Geſicht, es hatte vielmehr jenen ſcharf intelligenten Zug, der uns von den Jungtiroler Bauern auf Defreggers Bildern ſo wohlbekannt iſt.

„Nämlich, Frau, ich habe Ihnen ja ſchon lang danken wollen beſonders für die Skapuliermedaille, wo Sie mir geſchickt habe.“ Er redete nur ein klein wenig Dialekt, aber im Klang ſeiner Stimme und in der Betonung war jener charakteriſtiſche wiegende Rhythmus, durch den ſich der Alemanne, Nordtiroler wie Helvetier, ſofort verrät.

„Aha, die Medaille, die was Sie zuerſt nicht haben nehmen wollen?“ neckte Frau Wieſer. „Wiſſen Sie's noch? — Und auch mit'n Kommunizieren haben Sie ein Bedenken gehabt, warten's nur, jetzt wer' ich Sie verklagen.“

„Tun Sie's," lachte er. „Iſcht mir gleich!"

„Allſtern, dös war ſo," erzählte Frau Wieſer, mit mütterlicher Liebe ihr Sorgenkind betrachtend. „Wie die Frau Baronin weiß, war er ſo ſchlecht zuerſt, daß wir um den Kapuziner telephoniert haben. Dann haben wir natürli ihn g'fragt, und dann hat er uns g'ſagt, beichten ſchon, aber kommunizieren kann ich nicht, denn ich bin nimmer nüchtern. — Dann hab i ihm g'ſagt, er war ja zum Auslöſchen, das wiſſen Sie: ‚Mei liabs Kind, dös macht gar nixi, Jeſus weiß es ſchon, daß Sie haben etwas eſſen müſſen, bald Sie ſo ſchwach ſind, unſer Herrgott zählt Ihnen das nicht vor!' So, gut war's, der Herr Pater Fidelis iſt kommen und hat die Zeremonien ſo ſchön vurg'nommen, daß a Wiener, a rechter Strizzi, der im ſelben Zimmer g'legen is, hellauf g'weint hat vor Rührung. Das mit der Medaille aber war ſo: Wie der Herr Pater Fidelis mit der heiling[illegible] Handlung firti g'we'n is, ſo hab i g'ſagt: ‚Schmid, jetzt gib i Ihna no d' halige Skapuliermedaille um', und auf das hat er g'ſagt, ‚Morgen, jetzt bin i zu müd, i kann den Kopf nicht heben. — Mei liabs Kind, hab i mir denkt, morgen biſt du ſchon in der Ewigkeit; aber g'ſagt hab i eahm dös natürli nöt: ſondern i hab eahm nur g'ſogt: ‚Schmid, Maria will aber h e u t e noch zu Ihnen kommen und nit erſt morgen, damit Sie noch ſchneller g'ſund werden. Sie brauchen den Kopf nöt heben, i ch h e b' Ihnen den Kopf, und i ch häng Ihnen die Medalli um, und Sie brauchen Maria nur einen Kuß z' geben; dös geht ja, oder geht dös aa nöt?' ‚O ja, das ſchon.' Alsdann ich hab' ihm die Medalli umgeben, er hat der Maria an Kuß geben, und den andern Tag war er nöt

in der Ewigkeit, ſondern er is no jetzt in der Zeitlichkeit, und i moan, dös is eahm gar nöt z'wider. ‚Na, Schmid, war's ſo, wiar i's dazählt hab, oder hat d' Wieſerin g'logen?"

„Ja ja es war ſchon ſo," entgegnete er. Aus ſeinen Augen, die noch von den langen Schmerzen der lebensgefährlichen Verwundung umſchattet waren, ſchoß ein übermütiger Blitz: „Aber hören Sie, etwas haben Sie nicht erzählt. Wie war denn das mit dem Fuchs, was haben Sie denn dem geſagt damals?" Der Sanitäter Kilian Fuchs war unterdeſſen auch ans Bett getreten und tauſchte mit Frau Wieſer heitere Blicke. Dieſe wandte ſich wieder zu mir.

„Ja, Frau Baronin, das war ſo, man ſoll's nöt glauben, wia a Sterbender all's hört. — Wie er nämli ſo ſchlecht war — er war ja ſchon aufgeben — iſt der Fuchs mit mir bei ſein Bett hiebeig'ſtanden und hat zu mir hoamli g'ſagt: ‚Mir ziemt[1]) dö zwoa Schmid holen ön dritt'n bald nachi.[2]) Auf amol macht der Schmid die Augen groß auf und fragt: ‚Was? Was hat er g'ſagt?' — Ja, ſehen S', Frau Baronin, dös hab i eahm do nit ſagen kinen, Du ſtirbſt wie deine zwoa Namensvettern. Unſer Herrgott war ſchon bei ihm; vorbereitet war er; ... aber martern und ihm die letzte Hoffnung nehmen wer i do nöt, Gott bewahr. I hab ihm alſo g'antwort, daß i den Fuchs

[1]) Ich glaube.

[2]) Die beiden erſten Todesopfer im Reſerveſpital Staatsgymnaſium waren Joſef Schmid vom 18. ungariſchen Landſturmregiment und Matthias Schmid, Infanteriſt vom 14. Korps.

nöt verſtanden hab; und erſt viel ſpäter, wie er ſchon aus der Todesgefahr war, hab ich eahm alles g'ſagt. Hab i recht tan oda nöt?"

„Freilich haben Sie recht getan," erwiderte ich. Ja, das war politesse chrétienne; das war der Geiſt des hl. Franz von Sales. Möchten alle ihn beſitzen, die in unſern Kriegsſpitälern den religiöſen Ehrennamen Schweſter führen . . . Frau Wieſer führt den Titel nicht, aber er würde ihr fürwahr gebühren.

Ich ſah unſern Patienten an. Er war ernſt geworden und ſchaute ſinnend vor ſich nieder.

„Sie haben es alſo damals nicht gewußt, daß Sie am Sterben waren?" nahm ich das Geſpräch wieder auf. „Das war eine Gnade von Gott. Viel Qual iſt Ihnen erſpart geblieben . . . und Gott hätte Sie trotzdem gleich in ſeinen ſchönen Himmel genommen."

„Meinen Sie?" Er ſah mich groß an. „Sell können Sie nicht wiſſen. Woll, woll, ich hab's gewußt, daß ich ſchlecht beiſammen war, nur zum Aufdenken an den Tod bin ich zu ſchwach geweſen, und ſonſt auch, ich habe glei nichts denken können."

„An jemanden haben Sie aber doch gedacht, ich weiß es."

„So, wiſſen Sie's?"

„An Ihre Mutter."

Seine Lippen zitterten.

„Sell woll," keuchte er mit erſtickter Stimme.

„Sie haben Ihre Mutter ſehr gern?" Er ſah mich an, ſeine Augen leuchteten, er ſagte: „Sell woll!" Und ſeine

ganze Seele ſchien in dieſer einſilbigen Antwort auszuſtrömen.

„Hab i nit recht, Frau Baronin?“ fragte mich Frau Wieſer, als ſie mir ein paar Minuten ſpäter das Geleit über die Freiſtiege hinunter bis zum Poſten gab.

„Es is a liabs, unſchuldig's Kind!“

„Das iſt er, Sie haben ihn ſehr zutreffend beſchrieben.“

„Wie er aber ſchauet is worden, wie Frau Baronin ſagt, ſie weiß, an was er in ſeiner ſchweren Krankheit gedacht hat.“

„Das war nicht ſchwer zu erraten, Frau Wieſer. Sagen Sie mir, Frau Wieſer, warum war die Mutter nie bei ihm?“

„Dös koſt zuviel, dö lange Reiſ', in die viertzg Kronen. Er möcht's aa gar nöt verlanga. Aba a Sehnſucht hat er nach ihr, wia dö arme Seel nach'm Himmelreich.“

*

An einem der nächſten Tage ließ ich einen Punſch brauen und einen Allerheiligenſtrietzel backen. Der ſollte meinen Freunden auf Nr. 23 ſchmecken. Er war von ſchneeweißem Nullermehl, und die Roſinen waren nicht daran geſpart. Ich trug ihn in meiner Korbtaſche ins Gymnaſium hinüber, das Zöfchen folgte mit einer Gießkanne voll Punſch nach.

Der arme Joſeph mit den abgenommenen Füßen befand ſich beſſer. Er wußte viel zu erzählen. Der Gumpoldskirchner in dem ſchönen Goldglaſerl ſchmecke ihm ſehr. Frau Wieſer ſei ſehr gut für ihn, er wünſche ſich jetzt nicht mehr ins Petrinum wie anfangs. Er hoffe hier ganz geſund

zu werden. Schmerzen habe er wohl noch, aber dafür seien die Injektionen da. Bei den Injektionen hob Frau Wieser den Warnfinger auf: „Joseph, Joseph, schauen S', dös sollen S' Ihna abg'wöhnen. Auf die Dauer is dös schlecht! — Er mag halt derweil no nöt, es g'hört aa a fester Willen dazu," erklärte sie mir, während Joseph — wäre er nicht ein Armer, so grausig Verstümmelter, würde ich sagen: der Spitzbub! — plötzlich die Augen schloß und Schlaf markierte. „A wen'g Schmerzen muß ma halt für'n Augenblick ertragen können. Aber die Erleichterung durch a Injektion zahlt ja eh nixi."

„Ja, dasselb ist wahr," bestätigte Vater Fuchs, der Sanitäter. „Schmerzen muß man ertragen können. Im Feld und im Spital. Dort is eh dauer, der muß heut aa recht Schmerzen leiden, und er hat si do schon so auf den hochen Bsuach von der Frau Baronin g'freut."

Es war der Nordtiroler. Wie verändert sah er aus seit meinem vormaligen Besuch! Müd lag sein Kopf auf dem Polster, die Augen, deren Ausdruck sein hübsches Gesicht so anziehend belebte, starrten traurig und erloschen vor sich hin, unter den Augen aber zeichneten sich zwei rote Flecke auf dem bleichen Gesicht ab, Zeugen einer durchwachten Nacht, in deren Verschwiegenheit er vielleicht aus Verlangen nach seiner Mutter geweint hatte.

Ich fragte: „Sie Armer! Fangt Ihre Hand wieder so arg an? Haben Sie den Schmerz dort, wo die Operationswunde ist?"

Er schüttelte den Kopf und wehrte mein Bedauern ab: „Es ischt nicht arg. Es wird schon besser."

Der Sanitäter Fuchs ſagte mir ins Ohr: „Ein anderer tät Tag und Nacht ſchreien. Er hat nicht einmal geſchrien.“

Ich fragte: „Haben Sie wenigſtens Ruhe in der Nacht?“

„Ja, dann und wann hab' ich geſtern ſchon geſchlafen.“ Fuchs machte mir ein Zeichen: Faſt gar nichts.

„Damit Sie heute doch ſchlafen können,“ fuhr ich fort, „wollen Sie ſich nicht eine Injektion machen laſſen? Es handelt ſich ja nur um einmal. Wenn Sie nicht ſchlafen, kommen Sie zu ſehr herunter.“ Da aber zuckte abermals wie der Blitz ein abweiſender Ausdruck in ſeinen bisher matten Augen: „Eine Injektion? Das grad' einmal nicht! Glauben Sie, ich kann's nicht ſo aushalten? Da wär' ich kein Soldat und kein Tiroler.“

Er lachte; ich ließ meine Augen ergriffen auf ihm ruhen.

Frau Wieſer hatte unterdes die Menagebecher auf den Tiſch geſtellt, nun ſchenkte ſie den Punſch aus.

Ich ſchritt die Bettreihe entlang und verteilte. Als ich das ganze Zimmer umkreiſt hatte, trat ich an Schmids Bett und fragte ihn: „Sie werden nicht viel Luſt auf meinen Punſch haben, aber vielleicht ſchmeckt er Ihnen doch, wir haben die beſten Ingredienzien dazu genommen,“ und reichte ihm den letzten Becher. Er nahm ihn und trank etwas, gab ihn mir zurück und ſagte: „Ich glaube Ihnen ſchon, daß alles gut war, was Sie dazu genommen haben,“ dann legte er den Kopf auf das Polſter und ſchloß die Augen, während er ſich auf die Lippen biß.

Ich betrachtete ihn, und das Mitleid gab mir einen plötzlichen Gedanken ein.

„Schmid," ſagte ich und rührte leiſe die verbundene Hand an. „Mein Punſch ſchmeckt Ihnen nicht, ich kann es mir denken, wenn Sie ſolche Schmerzen haben. Aber ich wüßte etwas, was Ihnen jetzt beſſer tun würde als alle Medizinen der Welt." Er öffnete die Augen und ſah mich ſtaunend und fragend an: „Was meinen Sie denn, Frau?" Leiſe, mit dem Ausdruck mütterlichſten Wohlwollens, näherte ſich die Schuldienerin, und auch Vater Fuchs horchte, was nun kommen werde.

„Sie ſehnen ſich recht nach Ihrer Mutter, nicht wahr?"

„O ja," entgegnete er mit bebender Stimme.

„Es iſt eine ſehr weite Fahrt nach Hauſe zu Ihnen, wie weit wird es ungefähr ſein?" Er rechnete mit gefalteten Brauen, die Schmerzen verbeißend, die an ihm rüttelten: „Bis Innsbruck iſchts von hier neun Stund und dann noch drei, und dann geht es ein Stück zu Fuß bis zu uns hinein."

„Was würden Sie ſagen, wenn Ihre Mutter Sie beſuchen kommen würde?"

In ſeinen dunkel umſchatteten Augen ſtrahlten auf einmal hundert wunderſame Lichter auf: „Sell wär woll ſchön! . . . Aber . . ." da erloſch das Licht — „es iſcht zu weit — und es koſchtet zu viel, ich kanns ja von ihr nicht verlangen."

„Nun, wenn ihr aber jemand dazu helfen möchte, z. B. ich?"

„Ja, d a n n!"

„Dann hätten Sie eine große Freude. Nicht?"

„Ja, das haben Sie recht geraten," antwortete er verklärt, ſein fahles Geſicht war auf einmal von einem hei-

ligen Rot beſchienen, wie von einem Widerſchein ſeiner glorreichen, heimatlichen Berge in Morgenglut. —

„Eine Freude hätt' ich woll, nicht zum ſagen!" wiederholte er voll Inbrunſt. Dann bewegte er lautlos die Lippen; betete er? Nein, er überlegte und rechnete; der bedächtige Tiroler verleugnete ſich nicht.

„Sie, Frau! Aber es koſchtet Ihnen ſehr viel Geld! Und wie kommen Sie denn dazu, für einen armen fremden Menſchen ſo viel auszugeben?"

„Haben Sie für mich wie für die andern Mitbürger in Öſterreich kein Opfer gebracht?" fragte ich zurück. „Haben Sie nicht Ihr Leben aufs Spiel geſetzt und Ihre Hand geopfert und faſt den Tod erlitten wegen uns?" Dabei ward mir weh, denn ich dachte, daß hier eine klare, reine, von keiner Sündlichkeit entweihte Jugend geknickt war, und daß das Bauernbräutlein, das er einmal zum Altar führen würde — und Gott ſoll ihm das ſchönſte und frömmſte beſcheren, in ſeinem Lande ſind der frommen Kinder genug! — ihm den Ring nicht an den Herzfinger ſtecken würde können, denn der Herzfinger war grauſam weggeſchnitten von ſeiner Hand.

„Sell iſcht doch nichts Beſonderes," beantwortete er meine Frage mit ruhiger Beſtimmtheit. „Sell iſcht meine Pflicht geweſen; dafür bin ich Soldat."

An mein Ohr rauſchte plötzlich in grandioſem Pathos Willrams wundervolle Strophe:

Wir tragen ſtolz die Stirne,
Die Pulſe hämmern heiß —
Uns ſchmückt das Kind der Firne —

Tiroler Edelweiß!
Das haben wir so gerne —
Und jubeln drum — und han
Bei seinem Silberſterne
Den heil'gen Schwur getan:
„Wir wollen Öſterreichs Fahnen
Den Weg zum Siege bahnen —
Treu bis zum Blutverſpritzen:
Wir ſind die Kaiſerſchützen!"

Das arme Kind, das hier im Spital, fern von allen, die es liebte, in bittern Qualen lag, hatte mir, in urwüchſiger Schlichtheit und ohne jedes Pathos, ſoeben genau das gleiche geſagt.

III.

„Frau Baronin, jemand hat ſchon ſehr große Sehnſucht, daß Sie kommen," begrüßte mich Frau Wieſer zwei Tage ſpäter. „Geſtern auf d' Nacht hat er g'fragt, ſie wird doch nicht auf mich vergeſſen haben?"

„Aber, Frau Wieſer, was glaubt er denn von mir?" fragte ich. „Glaubt er wirklich, daß ich etwas ins Blaue verſpreche und es nicht halte?"

„Verzeiht die Frau Baronin," begütigte Frau Wieſer, „er glaubt von der Frau Baronin alles Gute; aber ſie weiß doch, wie's mannigsmal is, wenn die nobligen Damen was verſprechen, es is nit immer Verlaß, daß's aa g'ſchicht, 's noblige Gedächtnis hat halt aa mannigsmal a Lucken ... Jetzt wegen dem Schmid, er denkt ſi' ſchon, daß Sie Wort halten werden, aber er weiß es noch nicht, und jetzt is ſeine Sehnſucht noch einmal ſo groß wie früher, er wurd' krank, wann's nicht geſchehet, was Sie verſprochen haben."

Es fielen mir die zwei Tage aufs Herz, die ich mit meinem Wiederkommen gezögert hatte. Eine wichtige literariſche Korreſpondenz hatte mich abgehalten . . .

. . . „Ja, das wiſſen wir ſchon, daß die Frau Baronin von allen Seiten in Anſpruch genommen is," ſagte Frau Wieſer. „Er weiß es auch; ich hab' es ihm geſagt."

*

„Alſo, ich komme jetzt wegen des Beſuchs Ihrer Mutter, Schmid!" mit dieſen Worten trat ich an ſein Bett. Er faßte mich voll in die Augen. Ich ſah, daß der Argwohn in ihm wach war, ich würde jetzt alles zurücknehmen und ſagen, es iſt mir nicht der Mühe wert. Heftig wechſelte die Farbe in ſeinem Geſicht, und ich hörte das Herzklopfen aus ſeiner trockenen Frage heraus: „Was meinen Sie alſo jetzt deswegen?"

„Alles in Ordnung. Ich habe ſchon im Fahrplan nachgeſchaut und einen guten Zug herausgefunden." Nun veränderte ſich mit einem Schlag der ganze Ausdruck ſeines Geſichts, die Sonne ging in ſeinen Augen auf, und begierig las er nun die folgenden Worte von meinen Lippen.

„Ihre Mutter kann am Abend nach Innsbruck fahren und dort übernachten, und dann geht ein guter Frühzug nach Wien, den kann ſie benützen."

„Ja, das iſcht ein Schnellzug. Der geht um 9 Uhr von Innſchbruck weg!"

„Schau, ſchau, wie Sie das wiſſen, ohne Kurier. Sie wiſſen ja viel beſſer Beſcheid als ich. Wenn ſie mit dieſem Zug fährt, ſo kommt ſie noch bei Tag hier an. Sie kann von der Bahnhofſtraße an die Elektriſche benützen, die gerade bei

der Spittelwieſe hält: dann iſt ſie um längſtens 5 Uhr ſchon bei Ihnen im Spital."

„Ja, dann iſcht ſie da!" rief er verklärt. Er hatte meine Fahrplandaten mit dem ſtrahlendſten Ausdrucksſpiel begleitet; ob je einer meiner Leſer über die beſten Stellen in meinen Büchern ſo in Entzücken kam? Ich wünſchte es; ich glaube es aber nicht.

Ich nahm aus meiner Korbtaſche Briefpapier und ſagte ihm: „Sie laden die Mutter wohl am beſten ſelbſt ein; ſchreiben Sie ihr alſo, ſie ſoll ſich ſchnell entſchließen und herkommen. Daß ihr Wohnen hier dann auch meine Sache iſt ſowie die Reiſe, verſteht ſich; bei den „Drei Mohren" iſt ſie ganz in Ihrer Nähe und kann täglich lang und ausgiebig bei Ihnen ſein. — Alſo ſchreiben Sie ihr das alles nur, und ich ſchicke ihr einſtweilen das Geld."

Als ich vom Gelde ſprach, errötete er und bemerkte wieder: „Aber wie kommen Sie dazu — alles — ſo viel!"

„Glauben Sie mir doch, es iſt für mich nicht viel."

„Ja," ſagte er langſam, „aber hören Sie, Frau, mir fällt jetzt auch was ein. Schicken Sie das — das Geld nicht jetzt weg, es könnt' doch ſein, daß ſie den Vater nicht verlaſſen kann, und dann haben Sie Ihr Geld für nichts hergegeben. Wenn Sie erlauben, ſchreibe ich zuerſcht, und dann, wenn meine Mutter geantwortet hat, dann, wenn Sie wollen, wenn Sie ſchon einmal ſo gut ſind — —"

Und es ſchien mir, als ſei dieſes Reiſegeld, das eine Fremde ſeiner Mutter ſchicken mußte, weil er zu arm war, das einzige, was ihn in ſeiner Freude ſtörte.

Er gab mir dann die genaue Adreſſe ſeiner Mutter an.

Sie wohne zwei Stunden von der Bahn, die Parzelle zähle nur wenige kleine Häuſer.

„Warum meinten Sie früher, daß ſie den Vater nicht verlaſſen kann?“

„Wegen der Arbeit im Hauſe.“

Plötzlich ſprach er zu mir, ſichtlich aus dem Gefühl heraus, daß ſein Argwohn gegen mich, ich hätte mein Verſprechen nicht ernſt gemeint, unbegründet war:

„Frau, Sie ſind aber wirklich gut. Gott ſoll es Ihnen lohnen. Aber meine Mutter iſcht auch eine Gute, das kann ich Ihnen ſchon ſagen.“

Und nun quoll ihm das Herz über, er fing von ihr zu erzählen an:

„Wiſſen Sie, Frau, wie ich am 2. Auguſt fort bin von zu Hauſe, hat ſie nicht den Glauben gehabt, daß ſie mich je wiederſehen wird. Sie hat ſo viel geweint! Ich bin von meinem Dienſchtplatz gekommen nur g'rad' Abſchied nehmen, eine Stunde ſpäter bin ich auf die Bahn . . .“

„Und ſie hat Sie begleitet?“

„Nicht bis auf die Bahn. Ich hab' ſie nicht laſſen, denn dann wär' ihr das Herz noch ſchwerer geworden.“

„Sind Sie ihr einziges Kind?“

„Ja.“

„Und haben niemals Geſchwiſter gehabt?“

„Nein.“

„Ihre Mutter wird noch jung ſein, Sie ſind ja auch noch ſehr jung.“

„Meine Mutter iſcht nicht mehr jung, ſie wird bald ſechzig.“

Er war der Sohn einer ſpäten, gottesfürchtigen Ehe und

hatte ſich lange erwarten laſſen, wie Johannes von Zacharias und Eliſabeth.

„Eine Frau aus unſerm Ort hat von ihrem Mann auf der Bahn Abſchied genommen," dachte er laut vor ſich hin, „der iſcht zugleich mit mir fort, ſie hat ihn um den Hals genommen und hat geſagt: Ich ſeh' dich nie wieder. — Der iſcht dann in Krakau an der Cholera geſtorben. Mich hat der Herrgott nicht ſterben laſſen. Ich glaub', es war, weil meine Mutter ſo viel gebetet hat." —

Zum armen Joſeph mit den abgenommenen Beinen waren unterdes ſeine Mutter und zwei junge Schweſtern gekommen. Sie umgaben ſein Bett, ſie ſtreichelten und liebkoſten ihn. — Der Nordtiroler wandte den Kopf und ſah die Gruppe an. Er dachte wohl an ſeine Mutter, wie ſie hereinkommen, die Arme nach ihm ausbreiten und ihm einen Kuß geben würde, den erſten ſeit einem halben Jahre des Blutes, der Tränen und der Schmerzen.

IV.

Wenn der Schmid auf ſeine Mutter mit Ungeduld wartete und die Tage bis zu ihrem Kommen zählte, wie mein kleiner Edwin im Meinrad Helmperger jeden verlaufenen Tag in des Gratianers Wolf calendarium hujus anni rot durchſtrich, ſo war ich meinerſeits auch ſehr geſpannt auf ihr Erſcheinen. Unſere Zofe ſollte ſie von der Bahn abholen. Für ein freundliches Zimmer bei den „Drei Mohren" wollte ich Sorge tragen, auch nahm ich mir vor, mit den Herren vom Spitalskommando zu reden, daß ſie möglichſt den ganzen Tag bei ihrem Sohne ſollte zubringen dürfen.

Unterdes mußte man ſich etwas gedulden. Bei der anormalen Langſamkeit des Poſtverkehrs, die der Krieg mit ſich brachte, würde man aus jenem entlegenen Tiroler Tal wohl erſt in acht bis zehn Tagen Nachricht haben. Ich ſuchte dem jungen Tiroler dieſe Zeit zu verkürzen, indem ich ihn beſuchte, ſo oft es mir möglich war.

Das waren Stunden der Erbauung, ja, der Andacht für mich. Oder ſind das nicht Andachtsſtunden, wo ſich uns die rührende Schönheit einer kindlichen, im Urzuſtande der Unſchuld befindlichen Menſchenſeele enthüllt? Gibt es ein dankbareres Studium, vornehmlich für uns Künſtler, als das Belauſchen einer ſolch glücklichen Seele? Häßliches und Niedriges finden wir an allen Orten und Enden. Reinheit und Seelenadel ſind ſelten; aber in ihnen, nicht in den Entſtellungen der Menſchennatur, wird die Schöpferkraft Gottes offenbar.

Die Stunden, wo ich den armen Schmid beſuchte, waren mir in doppelter Beziehung lehrreich. Es ward mir hier an einem, wie ſpäter noch an vielen lebendigen Beiſpielen klar, daß der ungebrochenen Fülle des katholiſchen Glaubens und der unverletzten Sitte die Heldenſchaft und Kraft des Tiroler Volkes — wie im Grunde jedes Volkes! — entſpringt. Ich wußte dies ja ſchon längſt, aber mein Wiſſen war mehr theoretiſch. Freilich, durch die ehrwürdigen Räume meiner Kloſterzeit waren Tiroler Laienſchweſtern gewandelt, ihre himmliſchen Augen und ihr kinderfröhliches Lachen erfüllte mich mit Entzücken, ſo oft ich daran dachte. Aber die Männer, die Helden von Tirol, kannte ich nur von fern; aus Domanigs Büchern, aus den Bildern Defreggers und Egger-Lienz'; da trugen ſie den Roſenkranz um die Schwert-

hand geſchlungen, da ſpannte hoch über ihren fürchterlichen Senſen der Gekreuzigte ſeine blutigen Arme aus. Hier im Spital ſah ich zum erſtenmal einen ſolchen Bauernhelden, wie er leibte und lebte, vor mir. Noch war ſeine Hand nicht ſchwielig, ſeine Züge waren noch nicht verwettert und zerarbeitet, aber ſein Herz hatte den gleichen Zug von ſchlichterhabener Adeligkeit wie das jener gewaltigen Männer aus dem Neunerjahr.

Gut weiß ich noch den Tag, wo ich mit Anſichtskarten zu ihm und meinen andern Freunden kam. Es war finſter, es fiel Schnee, ich dachte an die armen toten Brüder in den Karpathen, auf die ſich der weiße Schnee als makelloſes Bahrtuch legte.

Meine Freunde wählten ſich Karten, und auch das weiß ich noch genau, was ein jeder ſich nahm:

Der Kaiſerjäger aus Ala mit den pechſchwarzen Augen und dem martialiſchen gezwirbelten Schnurrbart nahm ſich einen ſchön polychromierten Pio Decimo. „Il defunto Papa . . . ha l'aspetto d'un santo, non par così anche a Lei?“[1]) fragte ich, und der einfache Menſch erwiderte mit echt ſüdländiſcher Schlagfertigkeit: „Si, Signora. Era santo. Non cosidetto santo (vi sono anche di quegli, Signora!), ma santo vero ed intiero![2])

Der arme Joſeph, deſſen Geſicht in dem Maße, als ſich ſein

---

[1]) „Der verſtorbene Papſt! . . . Er ſieht wie ein Heiliger aus: ſcheint Ihnen das nicht auch?“

[2]) „Ja, gnädige Frau. Er war ein Heiliger. Nicht ein ſogenannter Heiliger (es gibt auch ſolche, gnädige Frau!), ſondern ein ganzer und wahrhaftiger Heiliger.“

Zuſtand beſſerte, jung und hübſch zu werden begann, wählte ſich den Erzherzog Karl Franz Joſeph. Dieſer hatte ihn im galiziſchen Feldſpital beſucht und ihm ſo gütig zugeſprochen. Ja, und genau wie auf dieſem Bilde hatte er ausgeſehen, und ganz ſo war er adjuſtiert geweſen.

„Und Sie, was werden Sie ſich wohl nehmen?“ Ich legte meine Kollektion auf der roten Decke des Nordtirolers aus.

„Nehmen Sie ſich eine recht ſchöne. Eine, auf der Sie Ihrer Mutter Willkommen ſchreiben können.

Er nickte und überſah prüfend die zehn oder zwölf Sujets.

„Haben Sie die für uns Soldaten beſonders ausgeſucht? — Die ſind wirklich ſchön. — Ich weiß ſchon, was ich nehme. D e n nehm' ich mir.“ Er griff das Bild des Kaiſers heraus. „D e n h a b' i c h g e r n!“

Er hielt ihn in der Hand und ſah ihn an mit Augen voll Liebe. — Und auf der Decke lag ſeine verbundene, ſchrecklich verſtümmelte linke Hand; dieſe Liebe war kein hohler Klang; als Streiter des Kaiſers hatte er ſie hingegeben, dieſe Hand, ein Stück ſeiner ſtolzen, freudigen Jugend. Ihm war nicht leid, ſo wenig als den erſten Chriſten, die für den gekreuzigten Herrn blutiges Zeugnis gaben.

Während aber meine Augen ſtumm und ehrerbietig auf ihm, dem Blutzeugen des Königsglaubens ruhten, ſah er mich fragend an. Er wollte, daß ich etwas erzählen ſollte, wie ſeinen Kameraden, die ich, als ich ihnen die Karten verteilte, auf dieſe und jene hübſche Einzelheit aufmerkſam gemacht hatte. Was konnte ich vom Kaiſer Schönes ſagen, das nicht verblaßte vor dem wunderbaren Worte ſeines Blutzeugen:

„Ich hab ihn lieb!“ Aber er wollte es haben, daß ich erzählte, und ich durfte ihn nicht enttäuschen.

„Sehen Sie,“ sagte ich, „das ist das letztaufgenommene Bild unseres Kaisers. Es wurde vor Weihnachten bei Skolik in Wien gemacht. Wie ehrwürdig sieht er darauf aus! Die vielen Runzeln! Und seine lieben Augen, wie ernst und sorgenvoll die sind. An was denkt er wohl? An den Krieg, den er nicht wollte und den ihn der Haß der Feinde zu führen gezwungen hat. Und schauen Sie, wie alt und faltig seine Hand ist. 85 Jahre, bald 67 Jahre Regierung! Und es waren keine leichten Jahre; wie vieles hat er in dieser Zeit durchgemacht! Wie viel haben die Menschen ihm angetan! Aber das ist das Schöne, daß er noch heute als Greis, nach den bittersten Erfahrungen ganz die gleiche Güte gegen die Menschen hat, wie bei seinem Regierungsantritt als achtzehnjähriger Erzherzog. Seine Freude ist, Gnade zu üben an aller Welt, wie Gott seine Sonne leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte.“

Während ich so sprach, hielt der Tiroler die Karte in seiner gesunden Hand und sah bald mich, bald das Bild an, allen Details, von denen ich sprach, mit seinen lebhaften, gescheiten Augen nachgehend. Zuletzt aber blieb sein Blick wieder unbeweglich am Antlitz des Kaisers, für den er geblutet hatte, haften; immer ernster und inniger wurde sein Ausdruck; da stellte sich mir mit seltsamer Suggestion ein Bild von Rethel, das ich kürzlich gesehen, vor die Seele: Kaiser Max auf der Martinswand, dem sein Retter erscheint. Rethel hat nicht, wie Schwind und andere, einen Himmelsboten dargestellt, sondern einen Tiroler Landmann in mittel-

alterlicher Hirtentracht; der Blick, den dieſer auf den hingeſunkenen Kaiſer Maximilian heftet, war der Blick voll Liebe und Hingabe, mit dem hier der verwundete Landesſchütze den Kaiſer Franz Joſef anſah; die linke Hand, die der Hirt mit ſanfter, taſtender Bewegung über Maxens Haupt breitet — mein armer Schützling hatte ſie im Verband; ſie war zerſchoſſen und verblutet. Aber auch ſie hatte ein geliebtes Kaiſerhaupt beſchirmt und mit treuem, heißem Blute es geſegnet. Ja, Kaiſer! Du, den die Blüten des Volkes, Hunderttauſende reiner, kraftvoller Helden, ſo lieben, wie dich hier einer liebt, du biſt niemals verlaſſen, dir wird kein Feind jemals das Schwert aus der Hand ſchlagen, in bedrängteſter Stunde haſt du wie Maximilian auf der Martinswand den Engel zur Seite — die unbeugſame Treue, den Heldenſinn deines heiligen Landes Tirol.

„Für dieſen guten Kaiſer haben Sie Ihr Blut vergoſſen, für dieſe alte, ehrwürdige Hand Ihre Hand geopfert! . . . Ihre arme Hand, die der Ruſſe durchſchoſſen hat! Viel, viel haben Sie für den Kaiſer hingegeben; aber was meinen Sie? Er iſt es wohl wert."

Er aber ſagte: „Frau, mir wär' mein Leben auch für ihn nicht zuviel geweſen, ich hätt' es für ihn gern gegeben, weil er ſo gut iſcht!"

In dieſem Augenblick hätte ich gern einen Zauberſpiegel gehabt, um dieſes Geſicht, das die Hoheit der Unſchuld und ſelbſtunbewußter Heldenſchaft zeigte, darin aufzufangen; und dem Kaiſer hätte ich es zeigen mögen; und ſüßer Troſt für das viele Leid, das ihm geſchah dies blutige Jahr entlang, hätte ſich in ſein Herz geſenkt. —

Wir ſchwiegen beide. Schmid brach die Stille zuerſt.

„Haben Sie ihn geſehen, Frau? Daß Sie ihn ſo gut beſchreiben können?“

„Ja, ich ſah ihn mehrmals; acht- oder zehnmal gewiß.“

„Bitte, erzählen Sie mir!“

Und ich erzählte:

„Ich habe ihn das letztemal geſehen, als ich noch in Wien war, Ende der 90er Jahre; da ſah ich ihn im théâtre paré, d. h. in einer Galavorſtellung, zu der der ganze Hof erſchien. Es wurde ein Stück gegeben, das Züge aus dem Leben des großen Komponiſten Joſef Haydn behandelte. — Unſer Kaiſer befand ſich in der Hofloge zunächſt der Bühne, neben ihm Erzherzogin Marie Valerie. Ich war mit meinem Onkel Eduard, der damals Stadtkommandant von Wien war, im Parkett und habe unſern lieben Kaiſer ſehr gut ſehen können; er war ſtramm und hatte friſche Farben und verfolgte mit großem Intereſſe die Vorgänge auf der Bühne. Manchmal neigte er ſich zur Frau Erzherzogin hinüber und ſchien ſie etwas zu fragen, und ſie erwiderte ihm; dann wieder nahm er das Opernglas und betrachtete eine Szene, die ihm beſonders gefiel. Und am beſten hat ihm, glaube ich, ein hübſcher Tanz im Alt-Wiener Koſtüm gefallen, da nickte er mehrmals, als wollte er ſagen: Das iſt ſchön! — Bei der Sterbeſzene Joſef Haydns, den damals der berühmte Burgſchauſpieler Hartmann ſpielte, bemerkte ich aber, daß Seine Majeſtät nicht viel auf die Bühne ſah; ich habe mir gedacht: er hat ſo viel Trauriges in Wahrheit erlebt, daß er ſich nicht noch Schmerz und Tränen und Tod im Spiel vormachen laſſen will.“

„Da haben Sie recht,“ ſagte der Tiroler. „Er hat mehr

Trauriges im Leben gehabt als wir alle zuſammen, für das viele Gute, was er getan hat. Wiſſen Sie, ich habe ihn auch einmal geſehen!" rief er dann ſtolz. „Wie er bei uns in Tirol war zur Jahrhundertfeier, das war vor ſechs Jahren, 1909. Da iſt er, wie er von Innſchbruck weggefahren iſt, bei uns vorbeigekommen mit dem Hofzug, es waren alle Männer und Burſchen von unſerm Ort auf der Bahn und ich auch, ich hab' ihn g'rad einmal gut geſehen! G'rad ſo gut wie Sie!"

Er hätte ruhig ſagen dürfen: Beſſer, hundertmal beſſer als Sie — ich hab' ihn im Glanz, im Heiligenſchein geſehen, den er bei Ihnen im Theater nicht gehabt hat; Ihnen iſt er der größte Mann im Reich, aber doch ein Menſch; mir aber der Geſandte und Geſalbte Gottes geweſen, wie dem Andreas Hofer der römiſche Kaiſer Franz.

Bittend fragte er dann:

„Haben Sie aber auch die Kaiſerin Eliſabeth geſehen? — Mögen Sie mir von ihr nicht auch etwas erzählen?"

Ich beſann mich.

„Leider, da kann ich Ihnen nicht viel ſagen. Ich habe ſie einmal, als ich noch ein Kind war, bei einer Praterfahrt geſehen, aber davon iſt mir nur eine dunkle Erinnerung geblieben. Ich weiß nur mehr, daß ſie grau angezogen war und einen Federhut hatte. Aber," ſetzte ich fort, als ich den erwartungsvollen Ausdruck ſeines hübſchen Geſichtes einer leiſen Enttäuſchung weichen ſah, „Freundinnen von mir haben Ihre Majeſtät kurz vor ihrem Tode geſehen und mir ein ſehr lebhaftes Bild von ihr entworfen."

„O, was haben die denn geſagt, erzählen Sie's mir!"

„Meine Freundinnen, die Baronninen Salvadori (jetzt ſind ſie beide ſchon lange verheiratet) wurden beim letzten Empfang, den die Kaiſerin abhielt, ich glaube, es war im Mai oder Juni 1898, Ihrer Majeſtät vorgeſtellt. Die Kaiſerin war ſchwarz gekleidet und hatte ihre Zöpfe, die noch damals eine Pracht waren, tiefgeſteckt, und meine Freundinnen erzählten mir, eine ſolche Anmut ſei in ihrem Lächeln, in ihren Bewegungen und ganz beſonders in ihrer Stimme geweſen, daß es ſich niemand hätte träumen laſſen, dieſe Frau ſei ſchon 58 Jahre alt."

„Beſonders in ihrer Stimme, ſagen Sie? Nachher, wie war ihre Stimme?"

„Ja, wie ſoll ich Ihnen die Stimme unſerer Kaiſerin beſchreiben! Ich hörte ſie leider nie. Aber wie alle, die ſie hörten, ſagen, war ſie ganz ſüß und leiſe und melodiſch . . . Meine Freundinnen haben mir erzählt: Als Ihre Majeſtät bei jenem Empfang hörte, daß die Familie Salvadori in Südtirol (Povo) begütert ſei, ſagte ſie: Das iſt nicht weit von Madonna di Campiglio; dort war ich kürzlich; der Kaiſer war auch dort. Ich bin ſo gern dort, wo der Kaiſer iſt. Und als ſie dies ſagte, war in ihrer Stimme ein Liebreiz, von dem alle hingeriſſen wurden wie von überirdiſcher Muſik."

„Ah! Das meine ich woll," atmete er groß auf, „daß die Kaiſerin Eliſabeth eine Stimme wie ein Engel gehabt hat. Sie war ja auch ſonſcht ſo ſchön und gut wie ein Engel; ſell haben wir ſchon in der Schul gelernt. Und dieſe ſchöne, liebe Kaiſerin haben die falſchen Leute unſerm Kaiſer umgebracht!...." Ein ſchwarzer Blitz ſchoß unter den gefalteten ſchwarzen Brauen hervor: „So ſchlecht waren

ſie! Dann noch den Erzherzog-Thronfolger und ſeine Frau. Wie das geſchehen iſt, da haben wir aber alle gewußt, jetzt geht's nicht mehr ohne Blut; im Dienſcht, wo ich war, hat mir einer das denſelben Tag geſagt, wo das Unglück bekannt geworden iſcht."

„Unſer Kaiſer hat den Krieg ſchwer und mit ſchwerem Herzen angefangen," ſagte ich. „Unſer Kaiſer wußte es, wie Furchtbares der Krieg den Völkern auferlegt, und Sie werden's ja wohl auch gehört haben, daß er vor drei Jahren, als man zu einem Ultimatum an Serbien drängte, dem Grafen Berchtold erwiderte: „Haben Sie je einen Krieg geſehen? — Nicht? — Ich habe ſchon Kriege geſehen. Ich will kein Ultimatum, ich will nicht den Krieg." — Wenn unſer Kaiſer alſo den Völkern den Krieg hätte erſparen können, er hätte es gewiß getan. Aber es war unmöglich, denn wenn wir in dieſem Moment nicht gegen unſere Feinde, die uns zum Äußerſten bringen wollten, losgezogen wären, ſo hätten ein paar Monate ſpäter die Ruſſen die Offenſive gegen uns genommen, und das Ringen wäre dann wohl noch blutiger und für uns verhängnisvoller geworden als jetzt, denn die Ruſſen wären in gleicher Übermacht, aber noch viel beſſer gerüſtet uns gegenüber getreten."

„Gerüſtet waren ſie jetzt auch," nahm Schmid raſch das Wort, der weiche, liebenswürdige Ausdruck ſeines jungen Geſichtes war mit einem Schlage wie weggewiſcht, und der Tiroler Schütze, der vor Krakau geſtanden und gezielt und gut getroffen hatte, ſah ihm voll entſchloſſener Kühnheit aus den Augen. „Aber ſo begeiſchtert wie wir für unſern Kaiſer waren ſie einmal nicht für ihren Zaren, ſell iſcht

gewiß! Und ſo wie Er mit uns war, iſcht der Herrgott ſicherlich nicht mit ihnen geweſen, und ſell iſcht woll zum Begreifen; denn wir haben für die gerechte Sache geſtritten und die nicht!"

„Sie haben gewiß vor dem heiligen Herzen den Schwur geleiſtet, bevor Sie in den Krieg zogen?" fragte ich. Es war in ſeinen Worten etwas, das ließ mich an die Wucht des Fahneneides denken. „Oder war es in der Innsbrucker Pfarre vor der Gnadenmutter Mariahilf? Die Fahne mit Unſerer lieben Frau iſt Ihnen und Ihren Kameraden gewiß bei Ihrem Auszug vorangetragen worden?"

„Wir ſind nicht von Innſchbruck, ſondern von Bozen abmarſchiert," entgegnete er. „Ja, wir haben in der Kirche vor Gott gelobt, bis zum Tode für unſern Kaiſer zu ſtreiten. Und ſolche Bilder, wie Sie ſagen, haben wir auch gehabt mit Unſerer Lieben Frau, ſowie auch das Kreuz; alle haben wir Blumen auf der Kappe gehabt, und unſere Muſik hat den Andreas Hofer geſpielt ... So ſind wir von Tirol in den Krieg gezogen für Gott, Kaiſer und Vaterland."

Während er ſprach, ſprang aus ſeinen kurzen, energiſchen Sätzen Zug für Zug die herrliche und furchtbare Szene empor: die Fahnen flogen bis zum Himmel, in dem der Roſengarten glühte, und die frommen Marien dräuten, Schlachtengeln gleich, hoch über den Bataillonen, indes die Helden ihres Weges ſchritten, vom ungetümen Geſchrei einer hunderttauſendköpfigen Volksmenge umtaumelt. Sie waren mit Blumen geſchmückt, ja das waren ſie bei uns auch, und das Schlachtlied, der Andreas Hofer, rollte, nicht wehmütig und getragen, ſondern in drohendem, eiſernem Kampftakt durch

alle Straßen und Gaſſen der Stadt. — O, der Andreas Hofer! Ich weiß es noch gut, gut, wie ich in den erſten Auguſttagen die Fenſter leiſe zulehnte und weinen mußte, wenn die herrliche Jugend meines Volkes auszog bei dieſem Lied:

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz
Ganz Deutſchland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm ſein Land Tirol . . .

Ich mußte denken, wie mancher Mutter liebes Kind, wie manches Mädchens einzigſter und treuer Herzenliebſter zum Tode ging und es nicht wußte.

Es trat mir wider Willen das Bekenntnis auf die Lippen: „Den Andreas Hofer haben ſie auch bei uns immer geſpielt, wenn unſere Truppen fortzogen. Dann habe ich oft geweint."

„Sie haben geweint?" fragte er erſtaunt. „Haben Sie denn nicht geglaubt, daß wir ſiegen?"

„O ja, das glaubte ich wohl feſt! Aber ich dachte an das viele Blut, das vergoſſen wird, und an die vielen Leben, die der Krieg koſtet."

Er ſchüttelte, mit großen Augen vor ſich hinſtaunend, den Kopf. — Er mochte denken: Nein aber auch! Nun, es iſt halt ein Weibez.

„So leid war Ihnen um die Soldaten? Sie haben ſie ja nicht gekannt."

„Das macht nichts. Ich bin auch immer traurig, wenn hier einer ſtirbt, und ich war froh, daß Sie nicht daran mußten, denn ich fürchteet mich ſchon ſehr, auch Ihnen den Sarg-

ſchleier ſchicken zu müſſen, obwohl ich Sie damals noch nicht kannte."

Ein leichter Ausdruck von Schelmerei umſpielte ſeinen Mund: „Um was das Leichenzeug koſchtet, wär' Ihnen wohl nicht leid geweſen?"

„Nein, aber um den braven geſtorbenen Krieger, in dieſem Falle um Sie."

Dann ſagte ich, während er einen luſtigen Gedanken ſtill weiterzuſpinnen ſchien:

„Ich danke Gott jetzt oftmals, daß ich keine Mutter bin. Nein, ich hätte es nicht überſtehen können, wenn mir in dieſem Kriege ein Sohn gefallen wäre. Ich kränke mich ſchon um die fremden Soldaten; um wie viel mehr um ein eignes Kind. Ich wäre an ſeinem Tode gewiß geſtorben."

Er lächelte: „Das glaub' ich nicht, wenn es hätte ſein müſſen, ſo hätte unſer Herrgott Sie woll geſtärkt, wie er meine Mutter geſtärkt hat — damals am zweiten Auguſcht . . ." Seine Blicke flogen mit einem Ausdruck der Sehnſucht hinaus auf die dämmerige Straße . . .

*

Den nächſten Tag wollte ich, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, daß Frau Wieſer an meiner Statt meine Gaben ins Dreiundzwanzigerzimmer bringe. Hiermit war ſie gar nicht einverſtanden.

„Geht die Frau Baronin doch ſelbſt. — Sie g'freu'n ſi' über das Sachen viel mehr, wenn Frau Baronin ſelbſt das Sachen bringt."

„Wirklich, Frau Wieſer?"

„B'ſonders der Schmid."

„Wiſſen Sie, Frau Wieſer, daß ich ſchon gezweifelt habe, ob den Schmid meine Geſchenke überhaupt freuen? Er ſcheint nicht gern etwas anzunehmen.“

„Frau Baronin, dös is a ſo: Die Frau Baronin is reich und er is arm, und die Tiroler haben eahnern Stolz, er tut ſi' halt ſcheniern, wenn er nur annehmen ſoll und nixi z'rückgeb'n kann. — Aber wenn die Frau Baronin ſi' an ſei Bett ſetzt und derzählen anhebt, dös is eahm as Liabane, da is eahm grad, wie wann ſei Muatta nöt weit war, und 's Heimweh hört a Reichtl auf, und die Zeit vergeht ihm no amal ſo ſchnell.“

„Ja, Frau Wieſer, wenn Sie mir das ſagen —!“

Mein Herz wurde froh, und ich fühlte mich beglückt.

Gott hat uns Frauen ja dazu berufen, mütterlich zu ſein Freude zu bereiten, Tränen zu trocknen. Und auch für die ſchaffende Frau iſt es doch viel, viel ſchöner, ſie übt ihr Tröſteramt unmittelbar aus, als durch das Medium ihr Kunſt, und ſei dieſe ſo groß ſie immer wollte.

V.

Als ich bald darauf ins Dreiundzwanzigerzimmer trat, meine getreue Famula, Frau Wieſer, an der Seite, lief Vater Fuchs, der Sanitäter, ſogleich um einen Seſſel und ſtellte ihn mir neben das Bett Schmids, und dieſer ſtreckte mir freudig die Hand entgegen. Und in dem ſtillen, wohligen Empfinden, daß er ſich in meiner Gegenwart zufrieden und der erſehnten Mutter nahe fühlte, ſetzte ich mich zu ihm. Er ſah angegriffen aus. „Ich war heute das erſtemal auf; das iſcht aber merk-

würdig, daß man ſo ſchwach werden kann vom Liegen, ich wäre bald hingefloge," berichtete er lachend.

„Ja, wann ſi' oans ſchon halbſcheit verbliet't hat, da kommt oans halt ja z'ſamm," erklärte Fuchs. „Es hat ſi' eh nur um a Neichtl g'riſſen, ſo hätten eahm dö zwoa Schmid nachig'holt; gelten S', Frau Wieſer?"

Dieſe nickte und lächelte.

Ich fragte Schmid, an dieſes Geſpräch anknüpfend, wann und wo er die Verletzung erhalten hätte. Er hatte mir hievon noch kein Wort erzählt.

Nun berichtete er mir in Kürze den Hergang. Er war vor Krakau verwundet worden. Der Schuß — ein Infanteriegeſchoß — hatte ihm die Mittelhand durchbohrt. „Es war wie ein Blitz. Und gemeint habe ich, ich bin in die Bruſt getroffen; ich habe in der Hand nichts, ſondern zuerſcht nur beim Herzen einen Schmerz geſpürt, dann habe ich es geſehen, wie das Blut von meiner Hand geronnen iſt und habe nun erſt gewußt, wo ich getroffen war. Mein Leutnant hat mich verbunden und dann bin ich auf den Verbandplatz gelaufe, aber das Bluten hat nicht aufgehört, bis ich ins Spital gekommen bin."

„Wo war dieſes Spital?"

„In Wadowice. Dort hat man mir dann die drei Finger weggenommen. Und von dort bin ich nach Linz gekommen, am 29. November, wie Sie ja wiſſen."

Er ſchwieg.

„Ich fragte: „Erinnern Sie ſich noch an etwas vom 29. November? Sie waren damals am Tod und gewiß voll Schmerzen; aber entſinnen Sie ſich ein wenig, wie das Her-

kommen zu unſerm Spital war? Kamen Sie nicht in dem großen Fourgon um 1 Uhr mittags an? — Da hätte ich Sie ſehen können, denn ich bin damals gerade von meinem Beſuch bei einem armen jüdiſchen Honved von den Eliſabethinerinnen heimgekommen."

Jetzt nahmen ſeine Züge einen ernſten Ausdruck an, und Wolken zogen über ſeine Stirn; es war ja ſeine traurigſte Zeit geweſen, allein, verwundet und voll Schmerzen!

„Ich weiß nicht mehr viel von damals," ſagte er. „Ich war nur halb bei mir. Im Fourgon war ich nicht, ſondern ich und ein Kamerad waren auf dem vorletzten Rettungsautomobil ſamt unſern Bahren verlade. Ob ich Schmerzen gehabt hätte, meinen Sie? . . . Wie wir am Bahnhof auswaggoniert und eine Zeit in der Bahnhofshalle auf unſern Bahren hingeſtellt worden ſind, da hat mich gefrore, denn es iſcht damals kalt geweſen, und wir waren nur wenig zugedeckt und haben Fieber gehabt. Da iſcht ein Mann gekommen und hat einen Mantel über mich geworfe; Gott wird ihm ſeinen Lohn geben, ich weiß nicht, wer es war."

Im Kindheitsbuch unſerer großen Ebner-Eſchenbach las ich eine rührende Szene: wie ihr Vater, der Graf Dubsky, als Leutnant in Frankreich kriegsgefangen und verwundet durch Troyes transportiert wurde; ihn fror, da trat ein kleiner, alter Herr aus einer Hauseinfahrt und gab ihm einen Mantel mit dem Worte „Tenez!", und anmutig dankt nun die greiſe Künſtlerin dem Wohltäter, deſſen Namen nur Gott weiß, daß er ſich in jener langverklungenen Zeit der Verlaſſenheit ihres Vaters erbarmte: „Lieber, kleiner, alter Herr, dein Geſchenk war königlich! Im Lichte bleibt dein Andenken für uns."

Als Graf Dubsky in Troyes verwundet lag, ſchrieb man 1813. Jetzt, nach hundert Jahren, hat der arme Tiroler Soldat, das Kind aus dem Volke, bei uns in Linz gleiches gelitten, und gleiche Liebe geſchah ihm von einem unbekannten Manne.

Auch *dein* Andenken, braver Linzer Bürger, der du den armen, todeswunden Landesſchützen mit deinem Mantel bedeckteſt, bleibt im Lichte.

„Wie arm waren Sie damals! Sie haben ſehr viel ausgeſtanden!“ Ich nahm Schmids Hand und drückte ſie. Er lehnte wie gewöhnlich mein Mitleid ab: „Das iſcht ja ſchon lange vorüber, Frau.“ Doch ließ er ſeine Hand in der meinen ruhen, wie wenn ich nimmer eine Fremde, wie wenn ich ſeine Mutter wäre.

Ich trug einen pompöſen langen ſchwarzen Seidenplüſchmantel, mit Poſamenterie verziert und mit Seide gefüttert. Auf dem Bahnhof waren die verwundeten Krieger in Froſt und Fieber gelegen, nachdem ſie ſich auf dem Schlachtfeld faſt ſchon zu Tode geblutet hatten. Doch der, deſſen Hand jetzt die meine hielt, warf nicht einmal *einen* ſcheelen Blick auf meinen Samtmantel, der mich ſelbſt in dieſem Augenblick beſchämte, faſt wie ein unrechtmäßiges Gut.

Wie gut war dieſes arme Kind! Wie edel war dieſe Hand, wie ſtill und fromm lag ſie in der meinen, ein müder Wildvogel im Neſte. Und doch hatte ſie noch vor kurzem blutiges Tagwerk im Kriege getan.

Ja, blutiges Tagwerk. — Es mußte ja ſein, und es war heroiſch, aber gräßlich.

Gerade geſtern hatte ich in einem Feldbrief vom mörderiſchen Sturme der Vierzehner auf ** geleſen; ich hatte das Blatt

mit zitternden Händen weggelegt. Die Freude, daß die Unſern Helden ſind, vermag mich nicht immer hinwegzutragen über das Grauſen: Menſchen wider Menſchen ſo wüten! — Erich Minutillo, der glorreich kämpfend in den Tiroler Grenzbergen fiel, hat uns einmal geſagt, er habe gemeint, wüſt zu träumen, als er das erſtemal ein 30,5-Zentimeter-Geſchoß in die ruſſiſche Stellung einſchlagen und Köpfe und Beine der Ruſſen hoch in die Luft emporwirbeln ſah.

Ich ſaß hier neben einem Vierzehner, einem Blumenteufel, von jenem grimmigen Korps, deſſen Sinnbild, das von Blitzen und Bajonetten umfunkelte Edelweiß, Michel Blümelhuber, der Meiſter von Steyr, modelliert hat . . .

Ich zog in plötzlichem Impuls meine Hand zurück; war nicht die ſeine blutbefleckt, hatte ſie nicht das Bajonett in Menſchenleiber gebohrt, und wenn es auch Kriegsrecht und Gerechtigkeit war, war es nicht grauenhaft, grauenhaft?

Faſt ohne es zu wollen, fragte ich: „Sie waren vom Auguſt im Krieg, Sie haben mehrere Schlachten mitgemacht, Sie haben wohl auch viele Menſchen getötet, läßt Sie das gleichgültig oder denken Sie mit Freude und Befriedigung daran?“

Er ſchüttelte den Kopf, um ſeinen Mund kam und verging der Schatten eines Lächelns, erſtaunt ſah er zum Sanitäter hinüber, als wollte er wieder ſagen: Was die mich alles fragt. Dann fragte er zurück:

„Dazu bin ich doch in den Krieg gezogen, nicht? Dem Kaiſer ſein Land zu ſchützen und die Feinde hinauszujagen, wo es ihm haben nehmen wollen? — Ja, ja,“ überlegte er, den Kopf in die Hand, die ich zu halten verſchmähte, ſtützend: „Umgebracht hab' ich Menſchen, das weiß ich woll, ich ziele

nicht ſchlecht. Und ich hab' ſie auch hinfalle g'ſehen. Aber wer ſie waren — wie ſie ausgeſchaut haben — das ſell weiß ich nicht, und da bin ich froh darum, und ich will es auch nicht wiſſen. — Aus Haß habe ich ſie nicht umgebracht, ſondern meine Pflicht habe ich getan, die ich beſchworen habe."

Der Sanitäter Fuchs brummte leiſe ſeinen Beifall. Ich ſprach einen ſolchen nicht aus. Ich dachte nur, wie wunderbar Gott ſchlichten, weltungewandten Naturkindern, die aus dem Glauben leben, die Richtlinien des Guten und des Böſen zeigt in Dingen und in Augenblicken, wo das komplizierte Denken des Kulturmenſchen verſagt. Und ich dachte: Unzählige Apologien des Krieges hab' ich geleſen und ſie mit Ekel weggelegt; ich fühlte die innere Verlogenheit, die hohle Schönrederei dieſer Dithyramben gegenüber der brutalen Wirklichkeit, dem ſcheußlichen Blutbade, in dem der beſſere Teil der Menſchheit und der reinere ihres Empfindens ertrinkt, zu gut heraus.

Ich habe eine ſchwere Menge von Soldatengebetbüchern geſehen. — Das Gebet für die Feinde, der Herz- und Gipfelpunkt der chriſtlichen Caritas, war in vielen umgangen, vermieden. Der Soldat muß ja hart ſein, muß töten, darf kein Erbarmen aufkommen laſſen. Ich mußte an die Madame La Vallière denken, die alle möglichen Gebetbücher benutzte, nur nicht ſolche, die ihr ſagten, daß ihre Liebe zum König ſündhaft ſei. — Viel herrliche Lieder hörte ich rauſchen, ſie feierten den Krieg, den Erneuerer der Völker und der Welt. Ich legte ſie fort. Ich weiß, daß ſie vor den Gräßlichkeiten, die draußen im Felde die Männer tun und dulden müſſen, zuſammenfallen. Keine Rhetorik hat die Kraft, den Maſſen-

mord der Völker zu entſündigen. Wenn es eine Apologie, nicht des Krieges ſchlechthin, ſondern dieſes Krieges, den uns die Feinde unſeres Beſtehens, unſerer Kultur aufgezwungen haben, gibt — ſo können ſie nur die Kämpfer und zugleich Opfer des Krieges, deren Kraft er aufreibt, deren Blut er trinkt, deren Waffen ihn einmal enden werden, geben . . . und jetzt gab ſie mir einer aus ihnen.

„Wer ſie waren, weiß ich nicht, und ich bin froh . .“ Dieſes Wort klang mir in dem Augenblick wie ein Gebet über den Gräbern derer, die er getötet hatte. Töten hatte er müſſen, aber er haßte nicht; an ſeinen Händen war nicht eine Spur vom Blute, das er vergoſſen hatte, ſie waren rein und jungfräulich von aller Schuld.

Und ich nahm die Hand, die ich hatte fallen laſſen und ihn dadurch gekränkt hatte, ſie zuckte einen Augenblick heftig, dann ruhte ſie aber wieder fromm und zufrieden in meiner wie vorher, und das geliebte Bild, daß die gute Mutter an ſeinem Bette ſei, nahm wieder Beſitz von ſeiner Seele.

VI.

Wenn ich eine Kriegsnovelle hätte erfinden wollen, ſo käme nun mein ſchönſtes Kapitel, der Höhepunkt: Die Ankunft der Tirolermutter im Spital und ihr Wiederſehen mit dem verwundeten Sohne. In die leuchtendſten Farben würde ich meinen Pinſel tauchen, um dieſe Szene zu zeichnen, und allen Leſern griffe ich damit ans Herz. Aber meine Geſchichte vom Blumenteufel hat das Leben gedichtet, und ich darf und will nichts dazu, noch davon tun; denn das Leben

dichtete in dieſem Falle rührender, als die E. v. Handel-Mazzetti es jemals könnte.

Die Mutter des armen Schmid iſt nicht gekommen. Eine und eine halbe Woche wartete er auf Antwort, zählte die Tage, und ſchlief die Nächte wenig und aufgeregt. — Dann, an einem Donnerstagnachmittag war es, wurde unſere Wohnungsklingel wieder von der behutſamen Hand angerührt, und an den von elektriſchen Tulpen beſtrahlten Tiſch, wo ich mit dem gemächlichen Durchgehen meiner eben angekommenen intereſſanten Poſt beſchäftigt war, trat beſcheiden die gute Frau Wieſer und legte einen geöffneten Brief hin. „Bitt ſchön, das ſchickt der Schmid, die Frau Baronin ſoll das anſchauen. — Das iſt von ſeiner Mutter. Leider — ſie kommt nicht."

„Was — nicht? — Das iſt mir wirklich eine Enttäuſchung."

„Ihm auch, Frau Baronin," ſagte die Soldatenmutter leiſe. „Wann ſi' einer ſo g'freut hat wie er — daß 's nit zum Sagen is — auf die Mutter!"

„Ja, aber ſagen Sie mir, Frau Wieſer, warum kommt ſie denn nicht?"

„Es is nit meglich. Er ſieht's ſelbſt ein. Lieſt die Frau Baronin das Schreiben."

Es war ein Brief in ärmlichem Schuldeutſch (wie ich ſpäter hörte, hat ihn die Frau, die mangelhaft ſchreiben kann, diktiert). In ihrer unbeholfenen ehrlichen Schlichtheit gemahnten die Worte der Mutter ſofort an das Weſen des Sohnes: „Lieber Sohn," hieß es darin, „danke der Frau, was ſo gut iſt und dir und uns eine ſolche Freude will machen, aber ich kann nicht kommen. Dein Vater iſt krank, und wir haben ja niemanden, ich muß auf ihn und das Haus ſchauen. Vielleicht

kommſt du doch bald zu uns heim. Dein Vater und ich, wir warten auf dich."

„Frau Wieſer, ich laſſe ihn grüßen, und es iſt mir ſehr, ſehr leid. Ich werde morgen hinüberkommen, und er ſoll ſich etwas anderes ausdenken, was ihm Freude macht . . . Hoffentlich iſt er bald ſo weit, daß er in ſeine Heimat kommt."

„„Dös wird ſchon hübſch a Zeitl dauern," ſagte Frau Wieſer langſam.

„Er hat eh ſchon a G'ſuach g'macht, im Dezember, bald er nur an Finger hat rühren kinen, um Abtransport in a Spital in ſei' Heimat, und ſeine Eltern haben aa a G'ſuach g'macht und gebittet, daß ſ' ihn in häusliche Pflege nehmen dürfen, es is aber net bewilligt word'n. — Jetzt kimmt er halt mit der Zeit in a Rekonvaleſzentenſtation, weiß Gott wohin."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächſten Tage beſuchte ich ihn. Er war außer Bett, aber auffallend bleich. Ich nahm ſeine Hand, die etwas fieberte. „Schmid, mir iſt ſehr leid — Frau Wieſer hat mir den Brief gebracht. —"

„Ja, mir iſt auch leid, Frau." Ein naſſer Glanz ſtieg in ſeinen ſchwarzen Augen auf und verſchwand, er verbiß den Schmerz mit feſtem Willen, die Fremde ſollte ihn nicht ſchwach ſehen. Ruhig und trocken fügte er bei: „Aber was nicht geht, geht nicht. Wenn der Vater krank iſcht, kann ſie nicht weg, ſell iſcht gewiß; ich hätte auch ſollen geſcheit ſein, ich hab es nicht bedacht. Mein Vater iſcht meiſchtens im Winter marod, er hat Gichtanfälle. Jetzt muß ich halt warten, bis ich transportfähig bin, vielleicht geben ſie mich doch näher zu meiner Heimat in ein Rekonvaleſzentenhaus."

„Es freut mich von Herzen, daß Sie es ſo ruhig nehmen, daß Sie ſo vernünftig ſind," entgegnete ich. „Es wird wohl eine Menge Arbeit zu Hauſe bei Ihnen geben; haben Sie viel Vieh zu Hauſe?"

Er lächelte. „Nein, nicht viel. Aber für *eine* Frau gibt's grad genug zu ſchaffen; Dienſchtboten haben wir ja nicht, ich bin ſelbſt im Dienſcht, wie ich Ihnen geſagt habe; die Mutter hat alſo keine Hilfe bei der Arbeit, nur den Vater, und der iſcht jetzt krank."

„Schreiben Sie Ihrer lieben Mutter einen Gruß von mir, und nehmen Sie es nur auch weiter nicht ſchwer; kommt Zeit, kommt Rat."

Ich redete leichthin, und das war von mir nicht klug und auch nicht gütig. Er nickte; aber jetzt las ich in ſeinem plötzlich ganz entfärbten Geſicht etwas Eigentümliches, Rührendes, Fremdartiges; es war das Weh nach der Mutter, aber es war zugleich das Heimatweh, das ſagenhafte, des Tirolers nach ſeinem Lande, deſſengleichen auf der Welt nicht iſt. Die Mutter kommt nicht . . . kann nicht kommen, er begreift den Grund . . . . aber es überwältigt ihn jetzt; denn die Mutter, die er ſo innig liebt, ſie hätte ihm einen Glanz von der Sonne, die über den Alpen ſcheint, einen Hauch der würzigen Luft, die über ſeine heimatlichen Tannenwälder ſtreicht, mitgebracht, ſie hätte ihn liebkoſt in jener Sprache, die hier niemand, niemand ſpricht, obwohl wir alle deutſch reden . . . ein Stück Tirol wär mit ihr zu ihm gekommen, nun kommt ſie nicht, und die Heimat, die in ihr ihn greifbar und fühlbar umgeben hätte, ſchwindet weit, weit zurück mit ihr.

„Kann ich Ihnen eine Freude machen? Wollen Sie etwas?

Die Zeit wird auch vergehen! Was ſoll ich Ihnen denn mitbringen, denken Sie ſich etwas aus!"

„Was Sie wollen," ſagte er erſtickt. Seine Augen aber ſagten mir: Sie können mir mitbringen, was ſie wollen, Sie können mir ganz Linz ſchenken, und es tröſtet mich nicht! Mich tröſten kann nur der Himmel von Tirol — meine Mutter hätte ihn mir in ihren blauen Augen mitgebracht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe ihn wieder beſucht, wir ſprachen miteinander, ich freute mich, daß er wieder lächelte und auch luſtig war und ſeine hübſchen Einfälle, deren raketenartiges Aufſprühen mich ſtets entzückte, in ſeine anmutige alemanniſche Rede flocht. Aber mitten im Reden konnte er ernſt und wortkarg werden und ſinnend durch das Fenſter ſtarren, indes eine Falte ſich zwiſchen ſeine Brauen grub; dann betrachtete ich ihn wehmütig und fragte mich bei mir ſelber, was man tun könnte, um dieſem prächtigen gefangenen Wildvogel die Freiheit zu geben, die ihm ſo bitterlich fehlte.

„Herr Schmid," fragte ich einmal. „Sagen Sie mir doch, wie war es in Galizien? Gefiel es Ihnen dort? Es war doch ſchrecklich flach."

„Sell woll," entgegnete er. „Aber zuwider war die Gegend grad nicht. Wir ſind durch viele Wälder marſchiert, das war auch ſchön."

„Und das Heimweh? — Haben Sie dort kein Heimweh gehabt?"

„Nein," entgegnete er ruhig und herb. „Denn dort habe ich für Gott, Kaiſer und Vaterland geſtritten. Wer denkt dann noch auf ſo was."

Es ſpinnt ſich ein langer, goldener Faden von den erhabenen Märtyrern der römiſchen Kaiſerzeit zu dieſen Märtyrern, den Männern aus unſern Tagen. Als St. Perpetua im mamertiniſchen Kerker menſchliche Schmerzen litt und ihre Wächter ihr ſagten, wenn du jetzt jammerſt, was wirſt du tun, wenn du den Löwen vorgeworfen wirſt? — da ſprach die heilige Dulderin: Jetzt leide i ch, dann aber leidet Chriſtus in mir. — — —

„Frau, Sie haben neulich einmal geſprochen, Sie haben unſer Tirol und die Tiroler ſo gern, hören Sie, Frau, ſind Sie ſchon einmal in Tirol geweſen?“

„Freilich, als ganz junges Mädchen, wie ich gerade aus dem Inſtitut gekommen war.“

Sein ernſter, grübelnder Ausdruck wurde lebendig und geſpannt: „Jetzt ſagen Sie grad einmal, w o ſind Sie denn überall geweſen in unſerm Tirol?“

„Tief hinein bin ich nicht gekommen! Wir haben in Innsbruck gewohnt und haben Ausflüge gemacht nach Hall, Zirl, Ambras und andern hübſchen Punkten in der Umgebung.

„Sind Sie woll auch auf die Berge hinaufgeſtiege?“

„Nein, ich kam nie höher als bis zum heiligen Waſſer. Da lachen Sie. Das iſt noch unter dem Patſcherkofel. Aber in den Wäldern bei Igls und Ambras bin ich ſpazieren gegangen, dort hab ich mir öfters ein gutes Platzerl ausgeſucht, und während meine kleinen Couſins um mich herum geſpielt haben, habe ich in meinem Skizzenbuch Tiroler Anſichten gezeichnet. Ich habe mir nicht wenig auf meine Skizzen eingebildet, aber jetzt weiß ich ſchon, daß ich nur eine mittelmäßige Zeichenkünſtlerin war!“

Er fragte:

„Nachher, was haben Sie denn alles gezeichnet bei uns daheim?“

„Ein paar Motive in Ferneck, wiſſen Sie, wo das iſt? In der Nähe vom Tſchurtſchentaler Keller; ich weiß nicht, ob der noch exiſtiert. Dann die Johanneskirche am Innrain, die Kirche von Natters, ein paar Häuſer von Mutters und Egerdach und das Schloß Mentelberg. Dort überallhin ſind wir ſpazieren geweſen.“

„Und weiter als Innſchbruck ſind Sie nicht gekommen?“

„Nur nach Zirl, wie ich Ihnen ſagte.“

„Und nicht nach Landeck und nach Bregenz, oder nach Bozen hinunter und nach Meran, wo es ſo ſchön iſt?“

Seine unausſprechliche, hilfloſe Sehnſucht lechzte in dieſen Worten, ergriffen ſagte ich: „Ich war nie dort, nein. Aber Sie kommen bald hin.“

„Bald?“ fragte er bitter und zweifelnd.

„In ein paar Wochen gewiß.“

Und er wiederholte: „In ein paar Wochen,“ und ſenkte traurig den Kopf.

„Iſt Ihnen das gar ſo hart, noch einige Wochen hier zu ſein? Wir haben Sie doch alle ſehr lieb hier, das wiſſen Sie doch, nicht?“

„Sell weiß ich woll, Frau Baronin,“ entgegnete er langſam. „Sie ſind alle ſehr gut zu mir, es kann es ja keiner im Spital beſſer haben als ich.“

Er ſagte nicht mehr als das. Und ich ſagte auch nichts, obwohl ſich mir das Wort faſt auf die Lippen drängte: Wenn ich könnte, würde ich Ihnen ja beiſtehen, daß Sie bald in

die Heimat abtransportiert werden .... aber ich kann da wirklich nichts tun.

Sein Geſuch war abgelehnt worden, wie ich wohl wußte. Mit einer Fürbitte beim Spitalskommando würde ich als Außenſtehende nichts erreichen, deſſen war ich ganz ſicher. Und einen andern Weg gab es nicht.

VII.

Vor mehreren Wochen, zu Beginn des Jahres ſchon, hatten die jungen Damen von der Linzer Marianiſchen Fräuleinkongregation mich gebeten, ihnen ein Heft mit Schweizer Originalliedern zu verſchaffen. Sie planten eine beſondere Namenstagsüberraſchung für ihren Präſes Pater Joſeph Waibel S. J., einen gebürtigen Schweizer: ſkioptiſche Vorführung der ſchönſten Landſchaftsbilder der Schweiz, deren künſtleriſche Ergänzung eben die Schweizer Volkslieder, mit Zitherbegleitung vorgetragen, bilden ſollten.

Das Büchlein war nun angekommen. Meine Freundin Marguerite Anklin aus Baſel hatte es mir geſchickt. Es war ein von Gaßmann in Sarnen herausgegebenes Werk: „'s Alphorn, hundert echte Volkslieder, Jodel und G'ſätzli." Ich klappte den Flügel auf und begann einiges durchzuſpielen, um zu ſehen, welche Stücke ſich für die Feſtgelegenheit am beſten eigneten.

Doch während ich die Lieder markierte, überkam mich unmerklich eine ganz ſeltſame Stimmung. Es waren meiſt luſtige Lieder, ja übermütige, wie das ſchalkhafte: Mi Vater iſt en Appenzäller, und das Flauſeliedli Wit uſe bin

i gange, der Entlebucher Kuhreigen und das Emmentaler Lied. Aber doch ſchien mir in all den frohen alemanniſchen Weiſen ein dunkler Ton der Sehnſucht mitzuſchwingen, und aus den luſtigen Jodlern klagte ein wehes Leid; ein Leid, das wie ein Schatten wuchs und in unſerm koſigen, gemütlichen Empfangsſaal ſtand und mich anſah mit unſagbar traurigen Augen. Es war die Heimatſehnſucht, das Heimatweh des armen Blumenteufels, des Sproſſen der alemanniſchen Erde, der ſein frohes, junges Blut für uns alle, uns vornehme Städter, verſpritzt hatte und nun nach langem Martyrium in ſeine Heimat ſich ſehnte, und ſie lag weit und fern, und niemand von uns allen bahnte ihm den Weg hin. — O der Alpenſegen, den die Schweizer Hirten auf der Frutt ſich von Gipfel zu Gipfel zurufen, wenn die Sonne ſich neigt und die erſten Sterne ihre ſilbernen Augen über der gewaltigen Bergwelt auftun, wie ſehnend und lockend klang er in ſeiner choralartigen Tiefe, und wie läutete der Entlebucher Kuhreigen in weichen, verlockenden Triolen; und wie klingelte das Appenzäller Liedli, das ſüße, wiegende, ſo flehentlich . . . Ja, all dieſe Töne, die aus den grünen Tälern und von den ſonnigen Halden, wo unterm Schnee die Blumen glitzern, herüberklangen, alle, alle klagten ſie um den armen verbannten Bergſohn, und die Töne wurden Stimmen, Geiſterſtimmen, Elfenſtimmen, die berückend ſprachen: „O, warum läßt du ihn ſich härmen und hilfſt nicht? — Du kannſt es, aber du willſt es nicht . . . Du hörſt ihn gern reden in jener Sprache, die ihr Städter ſeit Jahrhunderten verlernt habt, und du meinſt, du lernſt ihm manches ab; du freuſt dich, ihn anzuſehen und den Zauberglanz jener Unſchuld zu ſchauen, die auf

unſern Bergen ſproßt wie das fromme Edelweiß, das er als Krieger auf ſeiner Kappe trug — aber du ſiehſt nicht, wie er ſich härmt und grämt; o, wie biſt du grauſam! . . ."

Ich ſpielte ſchon lang nimmer; die Gedanken, die mir die Schweizerweiſen ins Herz geklungen hatten, ſpann ich weiter; ja, ſo war es wirklich! Ich hatte mich wirklich gefreut, daß er noch ein paar Wochen dableiben mußte. Ich hatte ſeinen ſchönen, plaſtiſchen Redewendungen mit Hochgenuß gelauſcht und mir gedacht: das kann ich ſpäter brauchen. Die Mutter wollte ich ja kommen laſſen, und ſie kam nicht; hatte ich da nicht genug getan? O nein, nein! Niemals genug! —

Es erwachten nun, als wären auch ſie durch die Schweizer Liedklänge gerufen, langentſchwundene Kindheitserinnerungen in meiner Seele von einem kleinen Fels mit Alpenflora im Botaniſchen Garten in Wien, wo die Spaziergänger bewundernd ſtanden, auch wir Kinder; aber nicht lange; denn ſchon am dritten Tage ließen die prächtigen Blüten ihre Köpfchen hängen; das Edelweiß knickte zuſammen, und der Speik entfärbte ſich — die ganze herrliche Alpenflora mußte ſterben.

Und es wachte auf das Vogelgezwitſcher und Wellenrauſchen um den Obſtgarten in unſerer Sommerfriſche Anno dazumal am Wörtherſee, und das zauberhafte Dämmerlicht der Juniabende, durch das die Leuchtkäfer wie kleine Sterne flogen; und wie ich, ſchon damals ein phantaſtiſches Kind, hinter den Käfern her war und einen wunderbar grünleuchtenden mir einfing und ihn in eine Schachtel tat, die ich mit Moos und Gras und Blättern auspolſterte; und wie ich dann alle Abende im Zimmer verſtohlen das Schachterl ein wenig

öffnete und vor Freude jauchzte, wenn drinnen der geheimnisvolle grüne Stern erſchien. — Der Stern aber leuchtete jedesmal bläſſer, und eines Abends war er nur mehr ein ganz, ganz ſchwacher grüner Funken, der jeden Augenblick zu verlöſchen ſchien. Beſtürzt lief ich zur Mama und klagte: „Was iſt denn das? Mein ſchöner Käfer!?“

„Er iſt traurig und krank,“ ſagte Mama, „du hätteſt ihn nicht in das Schachterl ſperren ſollen. Geſchwind komm zum Fenſter, mach das Schachterl auf und laß ihn heraus, du wirſt ſehen, wie er dann leuchtet.“ Ich lief ans Fenſter und tat das Schächtelchen auf, wartete — und nach einer kleinen Weile flog ein wunderſchöner grüner Stern daraus hervor und zu den andern unzähligen Sternen, die im Obſtgarten ihren Reigen tanzten, hinüber.

„Siehſt du, wie ſchön das iſt,“ ſagte meine Mutter. „Morgen hätteſt du ihn tot im Schachterl gefunden, und jetzt, ſiehſt du, tanzt er noch den ganzen Sommer im Garten herum.“

Drüben im Gymnaſium ſchmachteten auch ſolch gefangene Sterne: die ſchwarzen Augen des armen Blumenteufels, die ſich nicht ſatt trinken durften am blauen Himmelslich der Heimat, und, o, am Wunderglanz der Augen ſeiner Mutter, die ihm in ihrer Armut und Einfalt und innigen Liebe vieltauſendmal lieber war als die Frau Baronin, die Pana Baronowa, wie ſeine ſlawiſchen Kameraden ſie nannten, mit dem roten Kreuz auf dem ſchwarzen Samtärmel, mit dem immer gleichen ſanftbeſorgten: Wünſchen Sie etwas? Und was das Herz am heißeſten begehrt, das wußte ſie nicht, oder begriff es nicht und kümmerte ſich auch nicht darum . . .

Arme Sterne, arme Augen, die umſonſt nach der Heimat

ausſchauen! — In Galizien wäret ihr faſt in Todesnacht erloſchen. Und viele Wochen ſtandet ihr über dem offenen Grabe, irr und ſtarr und ohne Licht ... und dann langſam kam in euch das fromme Licht, und nun ſollt ihr nicht ſtrahlen dürfen an eurem Himmel, für den euch Gott geſchaffen hat!

„Gefangen, er! Sein Atem iſt die Freiheit!
Er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte!"

ſagt Hedwig von ihrem Tell. Und im Hoferdrama des Kerntirolers Domanig ſtehen erſchütternde Worte: Anna, des Sandwirts Weib, drängt ihren auf der Brantacher Alm verſteckten Gatten, das Land Tirol zu meiden. „Ganz fort mußt! Außer 's Land! Zum Kaiſer abi, nach Wien!" Und der mächtige Held mit dem kindlichen Herzen antwortet ihr:

„Andele, biſcht einmal drunten geweſen in Wien? Biſcht einmal g'weſen, wo keine Berg mehr ſind, kein Tirol und keine Tiroler? Du nicht, Andele, ich ſchon ... Na, lieber neben euch auf dem Friedhof, als ohne euch in der Fremd'!" ...

Dem Hofer ward ſeine Scholle, die er nicht laſſen wollte, zum tödlichen Schickſal, aber Tauſenden gibt und gab ſie Leben und Freude und Geneſung!

Heilige, ehrwürdige Erde! Du, die jener große Held nicht laſſen wollte, lieber ging er in den Tod — du rufſt, rufſt auch ſeinen armen, vom Sturme unſeres Blutjahres niedergebrochenen Stammesbruder zu dir, du willſt ſeine Wunde heilen, und er ſoll an deinem Herzen aufblühen, wie im Lenz deine vieltauſend Blumenkerzen flammen unter dem ſchimmernden Schnee.

In jenem Augenblick war ich entſchloſſen: alles, was

nur möglich iſt; und zwar ſo raſch als möglich ſoll es geſchehen. Wenn der Frühling anbricht, *muß* der Blumenteufel ſchon in ſeinen Tiroler Bergen ſein.

Der Frühling aber war nahe; die Donaunebel verſchwanden von Tag zu Tag, und zwar nicht die bibliſche Turteltaube, aber andere Vöglein ſingen, gerade während ich mich von meinem Platz am Klavier erhob, vor dem Salonfenſter ihre Triller zu ſchlagen an — und jeder klang mir wie ein kleiner, kleiner, feiner, ſehnſüchtiger Jodler.

*

„Herr Schmid, wie geht es heute?"

In das Krankenzimmer ſtrahlte der blaue Himmel, an dem helle Wolken ſegelten. Unſer Wohnhaus in der Spittelwieſe ſah unſäglich grau und verdrießlich zu den Fenſtern des Gymnaſiums herein. Schweſter Anna, die Wärterin, die im Verbandſaal tätig iſt, eine mächtige Geſtalt wie die Münchener Bavaria, ſtand in ihrer weißen Pflegeſchürze neben dem Bette des Polen mit dem gebrochenen Schulterblatt und reichte ihm eine Taſſe. Am Tiſche des Zimmers ſaß der Blumenteufel und rauchte aus einer jener kurzen Pfeifen, die der Tiroler Bauer ſo zärtlich liebt, und die die Kaiſerjäger ſogar, wenn ſie in der Deckung einen Ruſſen aufs Korn nehmen (ſo erzählt man ſich), immer im linken Mundwinkel haben müſſen. So wie ich auf ihn zukam, legte er die Pfeife weg und ſtand auf:

„Danke, Frau Baronin, es geht mir gut!" Er hat letztlich angefangen, mich zu titulieren. Aber ganz leid iſt mir um das urchige, naive *Sie, Frau*!

„Ich finde aber, daß Sie nicht ſehr gute Farben haben."

„Heute iſcht an meiner Hand wieder geſchnitten worden, vielleicht darum.“

Es gibt mir immer einen Stich, wenn ich das höre. Er erzählt es mit ſo ruhiger Selbſtverſtändlichkeit!

Frau Wieſer lädt mich mit ihrem diskreten, freundlichen: „Sitzt die Frau Baronin nieder“ an den Tiſch, wohin Kilian Fuchs, der Sanitäter, bereits meinen Seſſel geſtellt hat.

„Ich habe Sie jetzt beim Rauchen geſtört,“ beginne ich. „Wollen Sie nicht weiterrauchen? Es haben mir ſchon oft Soldaten geſagt, das Rauchen iſt, beſonders im Felde, das zweite Leben, und lieber verzichten ſie auf Menage als auf die Zigarette. Denn mit dem Rauch verflüchtigen ſich immer ein paar ſchwere Gedanken, und luſtige fliegen einem zu.“

„Sell kunnt ſchon möglich ſein,“ gab er zu.

„Und was waren denn zum Beiſpiel die angenehmen Gedanken, die Ihnen jetzt eben, während Sie geraucht haben, kamen?“

„Warum wollen Sie das wiſſen, Frau Baronin?“ ſagte er mit einem faſt unmerklichen Zucken der Lippen. „Für Sie iſcht es ja einerlei.“

„Sie haben wohl wieder an Ihr liebes Tirol gedacht?“

„Ja, ja,“ entgegnete er. Es war ihm nicht gegeben, ſeine Gedanken zu verbergen, aber im Blick, den er mir zuwarf, lag ein ſanfter Vorwurf: Mußt du das fragen, weißt du nicht, wie mir weh iſt?

„. . . An Ihr liebes Hauſerl im Grünen; es liegt ganz im Wald drinnen, nicht wahr?“

„Woll,“ ſagte er kurz und herb. —

„. . . Ja,“ atmete er krampfhaft auf, „vom Vater tät ich's

chon grad einmal gern wiſſen, wie's ihm geht jetzt, und wie es die Mutter derpackt mit der vielen Arbeit." Er wandte ſich ab und klopfte ſeine Pfeife aus.

Da ſagte ich: „Herr Schmid, laſſen Sie es ſich nicht zu Herzen gehen. Sehen Sie, ich weiß, was Sie gern möchten: *Heimfahren! Mit eignen Augen es ſehen*, wie es dem Vater und Ihrem lieben Mutterl geht. Nein, ſchauen Sie nicht finſter! Ich rede das nicht ſo daher. Ich will tun, was immer ich kann, damit Sie recht bald in ihre Heimat kommen. Und um das mit Ihnen zu beſprechen, bin ich jetzt eben hier."

Jetzt belebte ſich ſein Geſicht, ganz wie damals, als ich ſagte: „Ich will der Mutter ſchreiben." Das Blut ſchoß in ſeine Wangen, er ſtammelte: „Ja, was können Sie denn tun, Frau? Hören Sie, ich hab' ja ſelbſt ſchon im Dezember ein Geſuch gemacht . . . und meine Eltern auch . . . und es iſcht abgeſchlagen worde."

„Ich weiß. Damals waren Sie noch ſehr krank. Ich habe mir aber gedacht, daß man *jetzt wieder* ein Geſuch machen könnte, mit der Hoffnung auf beſſern Erfolg, denn inzwiſchen ſind Sie ja transportfähig geworden."

„Ja, ſell ſchon!" rief er raſch. Die neu auflebende Hoffnung beflügelte ſeine Rede: „Ich war neulich ſchon hier im Hauſe weit herum, wiſſen Sie? Bei Frau Wieſer und ihrem Mann war ich, unten in ihrer Wohnung. — Alſo ein neues Geſuch meinen Sie! Ja, ich will mich gleich darüber machen, und ich werde recht ſchön ſchreiben, bei dem erſchten Geſuch hab' ich mit der Hand gezittert, weil ich noch ſchwach war . . . Und glauben Sie wirklich, es wird jetzt beſſer helfen?"

„Gewiß. Man muß es nur geſchickt formulieren. Und dann, was ich mir noch ausdachte: zuerſt hole ich mir bei unſerm Spitalskommando die nötigen Anhaltspunkte, und dann entwerfe ich ſelbſt Ihnen das Geſuch. Sie ſchreiben es ab und unterzeichnen Ihren Namen, und ſo reiche ich es dann ein.“

Seine Augen wurden ſtarr, und Rot und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſicht.

„Jetzt, Frau, ſchauen Sie — aber ſo plagen wollen Sie ſich; Sie ſind wirklich gut, daß Sie ſich jetzt dieſe Mühe auch nehmen wollen für ſo einen armen Menſchen, wie ich bin.“

„Ich bin nicht ſo gut, wie Sie denken, und Plage werde ich nicht die geringſte haben.“ Armer Blumenteufel! Viele Tage war er heimwehkrank, und ich half ihm nicht, und doch war ſeine Vorſtellung von meiner Güte nicht erſchüttert. Auch in dieſem hatte er das primitive Fühlen eines unſchuldigen Kindes. „Alſo Plage gar keine, da können Sie ganz ruhig ſein. Aufs Schreiben verſtehe ich mich gut, vielleicht hörten Sie ſchon von jemandem, daß ich das beſſer kann, als nähen und ſtricken!“

„Ja, ſell weiß ich woll! Sie ſchreiben Geſchichtenbücher!“

„Ah, ſchau! — Wo wiſſen Sie das her?“

„Frau Wieſer hat es mir erzählt, und die Kameraden haben davon geſproche.“

Dann ging er an ſein Bett und holte den Brief, jenen Brief ſeiner Mutter, der ihm trotz aller Liebe, die darin war ſchon ſo bittern Schmerz bereitet hatte.

„Wiſſen Sie, Frau,“ ſagte er, „was meine Mutter zuletzt im Brief geſchrieben hat, haben Sie's geleſen?“

„Ich erinnere mich nicht genau," ſagte ich, da reichte er mir den Brief [illegible] bezeichnete die Stelle mit dem Finger:

„. . . Dein Vater und ich, wir warten auf dich." Seine Augen, wie zwei unabirrbare ſchwarze Flammen glänzend, fragten mich ſtumm: „Die haben das Heimweh nach mir geradeſo wie ich nach ihnen. Verſtehſt du das?"

Ich verſtand es; jeder, der nicht ſtumpf und herzlos war, mußte es ja verſtehen und ſich rühren laſſen.

„Nach dieſem bedeutſamen Wort, das Ihnen hier Ihre liebe Mutter ſchreibt — ich las den Brief neulich leider zu flüchtig —, kann ich's mir gut denken, welche Sehnſucht die Eltern ihrerſeits nach Ihnen haben, und wie groß die Freude bei Ihrer Ankunft zu Hauſe ſein wird, bei Vater und Mutter und bei allen Bekannten nah und fern, und bei Ihrer Herzliebſten, wenn Sie eine ſolche haben; ja, ich ſtelle mir vor, daß die Ofenbank vor Freude in die Höhe ſpringen wird, wenn die Tür aufgeht und Sie hereinkommen und rufen: ›Grüß Gott!‹"

„Wie Sie das alles gut wiſſen, wie wenn Sie ſchon dabei geweſe wären!" ſagte er ſchalkhaft. „Nur von der Herzliebſten wiſſen Sie mehr als ich, da weiß ich nichts, ich habe noch keine, ich will warte, bis der Krieg vorbeigeht, dann nimm ich mir ein Frauele. Das aber will ich Ihnen gewiß auf eine Karte ſchreiben, ob die Ofenbank wirklich in die Höhe geſprunge iſcht, wie die Tür aufgegange iſcht und ich geſagt habe: Grüß Gott! . . . Ich werde es Ihnen gleich ſchreiben, wenn ich in meiner Heimat bin."

Ich ſah vor vielen Jahren, als ich ein Kind war, ein Lächeln, wie ich ſchöner noch nie eines geſehen habe, an einem jungen

Laienſchweſterlein, wenn ſie vom Tiſche des Herrn in der alten Kloſterkirche zurückkam unter ihren vielen Gefährtinnen. Es war ſo wunderſam, dieſes heimliche Aufſtrahlen erſt der unſchuldigen Augen — und dann, wie das Lächeln langſam Beſitz nahm von ihren Wangen und ihrem ſchöngeformten Munde und ihr ganzes Geſicht erhellte wie ein überirdiſches Licht. Im Augenblick, wo er ſprach: „Wenn ich in meiner Heimat bin —", lächelte der Blumenteufel. Da mußte ich jener lieblichen Schweſter gedenken, die aus dem gleichen ſagenumſponnenen Tiroler Tal ſtammte wie er.

VIII.

Unſer Reſerveſpital Staatsgymnaſium iſt nebſt dem Barmherzigen-Brüder-Spital, dem Spital Prieſterſeminar und den Spitälern Realſchule, Lehrerbildungsanſtalt und Verſorgungshaus ein Ableger des Linzer Garniſonsſpitals; dieſe Filialen wurden gegründet, als das Garniſonsſpital ſich beim Zuſtrom verwundeter Soldaten der eignen Armee und gefangener und verwundeter feindlicher Krieger naturgemäß als zu klein erwies.

Das militäriſche Spitalkommando iſt für alle Filialſpitäler das gleiche; es hat ſeinen Sitz im Garniſonsſpital.

An dieſe Stelle hatte ich mich alſo in Sachen Schmids vorerſt zu wenden. Und zwar, wie mir geſagt wurde, entweder an den Oberſtabsarzt ſelbſt oder an den ihm untergeordneten Regimentsarzt.

Am Tage nach meiner Beſprechung mit Schmid begab ich mich ins Garniſonsſpital. Es war wieder ganz Winter, die Dächer und Ziergiebel der ſchmucken Villen, rechts und

links an meinem weit aus der Stadt führenden Wege, die Bäume und Parkgitter waren dicht überschneit; aber da und dort gluckste und rieselte es schon wieder heimlich unterm Schnee, ich wußte, dieser Nachwinter würde nicht lange dauern, und der Frühling, der sich gestern schon angekündigt hatte, kam sicher in ein paar Tagen sonnenstrahlend und siegreich von Südsteiermark über die Wälder und Berge zu uns herein.

Je näher ich dem Garnisonsspital kam, das, von einer Reihe hübscher Pavillonbauten umgeben, in einem Garten steht, um so öfter begegneten mir mühsam hinkende, langsam und vorsichtig auf Prothesenfüßen wandernde bleiche Krieger. Der schöne Mittag hatte sie aus dem Krankenzimmer gelockt. Ein junger Leutnant schleppte sich auf Krücken heran. Ihm fehlte der rechte Fuß. Er hatte noch keine Prothese. Eine hübsche blonde Frau in mittlern Jahren, nach der Ähnlichkeit der Züge unverkennbar seine Mutter, ging an seiner Seite, mit rührender Sorgfalt seinen stoßweisen Vorwärtsbewegungen sich anpassend, und mit delikater Hand seine um den Krückstock geklammerte Hand sanft und wie schirmend berührend. Das Bild war herzergreifend, ich mußte noch lange daran denken. Vor zwanzig Jahren wohl hatte diese Frau im Frühling ihrer Schönheit und ihres Glückes ihren Bubi, ihren Stolz, bei den ersten Gehversuchen überwacht. Jetzt war der Sohn ein armer Krüppel. Ihre Liebe, ihre Sorgfalt aber war dieselbe geblieben; ja die Mutter von heute, deren Augen verweint waren, deren blonde Haare einen Silberschein hatten, sie war die schönere, weil unendlich rührendere neben der strahlenden jungen Schönheit von ehemals.

Im Garnisonsspital fragte ich nach den beiden Herren, mit denen ich in meiner Angelegenheit mich zu beraten hatte.

Der Oberſtabsarzt war dienſtlich im Offiziersſpital in der Khevenhüllerſtraße, woſelbſt meine Couſine, die Statthalterin, die Oberleitung hat. Ich fragte nach dem Regimentsarzt Dr. Scheiber. „Ja, er iſt noch hier. Im Röntgenzimmer, Sie müſſen etwas warten.“ Eine zuvorkommende Pflegeſchweſter führte mich in das Kabinett neben dem Röntgenzimmer. Nach einer kurzen Weile erſchien der Regimentsarzt, ein hochgewachſener Mann mit ſchwarzem Schnurrbart und etwas ergrautem Haar; er trug noch den weißen Operationstalar.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte er.

Ich nannte meinen Namen.

„Womit kann ich dienen, Frau Baronin?“

„Ich bin, Herr Regimentsarzt, im Begriff, ein Geſuch für einen verwundeten Soldaten in unſerm Spital zu machen und möchte dies mit Ihnen beſprechen,“ ſagte ich und ſchloß zur Erläuterung einige Details über meinen Schützling an. Ich faßte mich kurz; denn obwohl der Regimentsarzt, ein vollkommener Gentleman, deſſen vornehmen Umgangsformen auch der Operationskittel keinen Abbruch tat, mich die Eile, die er hatte, nicht empfinden ließ, entnahm ich dieſelbe dem Umſtande, daß er ſich während des Geſprächs nicht ſetzte.

„Ich verſtehe Sie alſo recht, Frau Baronin, Sie wollen dem Manne, der ſchon in Rekonvaleſzenz begriffen iſt, und den es nach ſeiner Heimat zurückverlangt, den Weg ebnen, ihm beim Entwurf eines zweiten Geſuchs behilflich ſein.“ Während der Regimentsarzt ſo ſprach, hörte ich zu meiner freudigen Überraſchung in ſeiner tiefen Stimme jenen eigenartigen Rhythmus mitſchwingen, der den Alemannen, Nordtiroler wie Rätier, untrüglich verrät —, den auch die Rede des armen Blumenteufels hatte. Ich faßte Zuverſicht. Hier würde ich gewiß

Entgegenkommen finden. „Ja, Herr Regimentsarzt. Und ich hätte gern die nötigen Direktiven bei Ihnen eingeholt.“

„So, das ist der Zweck Ihres Kommens. Ich muß Sie vor allem aufmerksam machen, leicht ist eine solche Übersetzung aus einem Spital in die Heimat des Verwundeten nicht, solche Gesuche laufen in so übergroßer Zahl ein, daß es unmöglich ist, auch nur den kleinsten Teil von ihnen zu berücksichtigen; wir haben unsere Militärvorschriften, die den verehrten Damen nicht immer einleuchten, von denen wir aber nicht abgehen können. — Dies bemerke ich zu Ihrer Orientierung, Frau Baronin, damit Sie nachher nicht enttäuscht sind, wenn das Gesuch nicht bewilligt wird, und, damit Sie — bitte! — dem in Frage stehenden jungen Mann nicht Hoffnungen machen, die sich eventuell nicht erfüllen werden. — Es müssen besondere Gründe beigebracht werden für die Übersetzung nach seiner Heimat. Wo diese mangeln, ist keine Aussicht auf Bewilligung.“

Der Regimentsarzt sprach freundlich, aber ich fühlte doch seine Worte wie eine kalte Hand mein Herz berühren.

„Glauben Sie, Herr Regimentsarzt, wirklich nicht, daß es etwas nützen wird?“ fragte ich, und war mir bewußt, daß ich die Farbe wechselte. „Meinen Sie, ich könnte es ebensogut unterlassen, es wäre doch ein Schlag ins Wasser? Das tut mir weh! Der Mann ist heimwehkrank! Ich wollte schon längst seine Mutter kommen lassen. Aber sein Vater ist bettlägerig, und die Frau allein besorgt die Arbeit im Haus. Also ist es nicht möglich. O, das wäre eine zu schreckliche Enttäuschung für ihn, wenn nun dieses Gesuch auch wieder abgeschlagen würde! Er hat schon eines gemacht, das erfolglos war. Sie werden das ja ohnehin wissen.“

Der Regimentsarzt hatte meine Rede höflich angehört; ruhig nahm er die seine wieder auf: „Also, gnädige Frau, Direktiven wollten Sie haben. Nun, Sie haben sich eben jetzt selbst solche gegeben. Sein Vater ist krank, sagten Sie soeben? Und er ist der einzige Sohn? Nun sehen Sie, dieser Umstand ist ja einer der wichtigsten Gründe, von denen ich eben sprach. — Haben die Leute ein Anwesen? Felder? Und haben sie Dienstboten oder nicht?"

„Wie ich weiß, haben sie ein Häuschen, etwas Vieh und Felder. Dienstboten keine, der Sohn war selbst auf einem andern Hof im Dienst."

„Sehen Sie nun, Baronin," fuhr der Regimentsarzt fort, „wenn sein Vater krank ist und zur Arbeit unfähig, und die Mutter der Hilfe des Sohnes im Hauswesen, besonders zur jetzt kommenden Aussaat dringend bedarf, so hat das Gesuch naturgemäß mehr Chancen, durchzudringen. Sie wissen es ja, daß es auch für unsere Sanitäter keine Ferien gibt als Anbau- und Ernteurlaub. Sie haben gesagt, daß e r das Gesuch machen will, und Sie wollen ihm dabei helfen; nun sage ich Ihnen aber gleich, besser ist, daß es von der Mutter selbst ausgeht. Wenn Sie die Frau verständigen, so wird sie ja wohl das Gesuch bald beisammen haben, und die Bestätigung durch die politische Behörde, die bei jedem solchen Gesuch vorgewiesen werden muß, wird sie hoffentlich auch beibringen."

So trocken und sachgemäß diese Worte klangen, so glaubte ich doch den Unterton eines gütigen Wohlwollens zu hören, und faßte neue Hoffnung.

„Ich danke Ihnen, Herr Regimentsarzt, für die Anhaltspunkte, die Sie mir geben. Ich werde nach Ihren Angaben

handeln, ich glaube, daß ich das Geſuch am beſten doch ſelbſt ſchreiben werde, mir iſt das ja eine kleine Arbeit, die Mutter Schmid aber findet ſich mit dem Schreiben nur mühſam zurecht. Ich ſchicke ihr dann das Schreiben, und ſie ſetzt ihren Namen darunter. Wir kommen auf dieſe Art gewiß raſcher zum Ziel."

„Sie wollen es ſelbſt ſchreiben?" fragte Doktor Scheiber, und ſein trockener militäriſcher Amtston wurde um eine Nuance perſönlicher, faſt ſchalkhaft: „Sie ſchreiben wohl für gewöhnlich anderes als Geſuche für einen armen Verwundeten aus Nordtirol, nicht? Sie müſſen wiſſen, wir meine Frau, meine Tochter und ich, leſen Ihre Bücher mit großer Begeiſterung."

„Glauben Sie mir, Herr Regimentsarzt, ich werde dieſes Geſuch mit der gleichen Freude ſchreiben wie irgendeine künſtleriſch wichtige Szene in einem neuen Buche, an die ich beſondere Liebe wende. Denken Sie, wie gut dieſer Menſch iſt, er klagte noch nicht ein einziges Mal über ſeine verlorene Hand. Er hat ſo viel gegeben für uns, und ihn jetzt in ſeiner Heimatſehnſucht ſich verzehren laſſen und da zuſchauen, das gewinne ich einmal nicht über mich. Wenn er von Tirol ſpricht, die Augen, die er dann macht! Dieſe Augen ſind die verkörperte Sehnſucht, ich kann ſie nicht anſehen, ich muß helfen; ich hätte es auch müſſen, wenn Sie mir gar keine Ausſicht gegeben hätten; ich hätte alles in die Hände Gottes gelegt und das Geſuch doch gemacht."

„Hat es Sie ſo bewegt, Frau Baronin, ſein Heimweh anzuſchauen? Ja, mich bewegt ſo etwas auch; und ich verſtehe es — vielleicht beſſer als Sie, was dieſe Leute empfinden, wenn ſie krank und fern von ihrer Heimat ſind, ich bin auch ein Tiroler, von Nordtirol, und da iſt ja auch der Schmid

her, wie Sie ſagen. Das ſchöne Paznauntal kenne ich ſehr gut, und dieſen ganzen Teil gegen Graubünden zu; ja, es iſt wahr, es iſt herrlich dort, und beſonders den, der dort bodenſtändig iſt, zieht eine geheime Macht immer und immer dahin zurück. Wäre Tirol nicht ſo bezaubernd ſchön, ſo würden meine Landsleute nicht immer wieder ihr Blut für ihre Heimat hingeben, ſo wäre der Kampf um und für Tirol nicht ſo populär und hätte nicht Momente und Geſtalten, der Nibelungenſage wert . . ." Er ſann einen Augenblick und fuhr bewegt fort: „Auch meine Familie wurzelt mit ihren Traditionen in jenen Kämpfen! Ich war ein dreijähriger Bub, und doch weiß ich es noch wie geſtern, wie mein Vater, 57 Jahre alt, im Jahre 66 als Freiwilliger gegen Italien zog mitſamt meinen zwei erwachſenen Stiefbrüdern. So etwas vergißt ſich nie im Leben.

Glauben Sie nicht, daß ich es nicht zu ſchätzen weiß, wenn Sie für einen armen tapfern Sohn unſeres Landes Ihre gefeierte Feder in Bewegung ſetzen. Ich bin Arzt im Dienſte der bewaffneten Macht, ich habe und halte meine Vorſchrift, aber nie verkenne und mißachte ich den Idealismus, dieſen gewaltigen Hebel großer Dinge, der unſere Heeresführer unüberwindlich und unſere Armee ſiegreich und den einzelnen Mann zum Helden macht, im Felde wie im Spital."

Während der Regimentsarzt ſo ſprach, belebte ſich ſein ernſtes, ſcharfgeſchnittenes Geſicht mehr und mehr, ſeine Augen, die unter den dichten Brauen ſcharf und adlerartig wie Speckbachers Augen blickten, ſprühten dunkle Blitze.

Und ich wußte: Auch der iſt einer von ihnen, ein Tiroler Held wie der Blumenteufel. Jener kämpfte für ſein heiliges Land Tirol auf der Walſtatt, dieſer im Krankenſaal; der

Landesschütze mit Stutzen und Bajonett, der gewiegte Arzt mit dem Operationsmesser, um Menschenleiber, die der Tod schon in den Krallen hält, dem Leben wiederzugeben. Und nun war mir um das Gesuch der armen Tirolermutter nicht mehr bang. Wenn eine Möglichkeit war, es zu erhören, würde sie von diesem Arzte gewiß angesehen werden. Ich wußte es jetzt gewiß.

Er gab mir das Geleite über den Gang, in dem freundlich grüßende Mädchen in Pflegerinnentracht eilfertig hin und her huschten, bis an die Ausgangstür des Pavillons.

„Sie sind sehr tätig im Staatsgymnasium," sagte er mir beim Abschied. „Ich würde Ihnen gern unser Spital und das Röntgenzimmer zeigen; wir haben gerade auf dem Wege der Röntgenbehandlung hier schon viel erreicht."

Ich versprach ihm, seiner Einladung nach Möglichkeit bald zu folgen. [1])

„Gestatten Sie mir nun noch," sagte er, mir die Hand zum Abschied reichend, „daß ich Ihnen wünsche, das Gesuch für Schmid möchte bald besten Erfolg haben; es gelangt

[1]) Ich habe erst kürzlich mein Wort eingelöst und das Garnisonsspital besucht: Dr. Scheiber zeigte mir das Röntgenzimmer und einen großen Teil der Krankensäle. Die Einrichtung ist gut, zum Teil vorzüglich; die Arbeit des Arztes aber über jedes Lob erhaben. An jedem verwundeten Glied der hier in Pflege befindlichen Schwerverletzten hängt seine Liebe und Sorge, wie die eines genialen Statuars an jeder Einzelheit der Marmorbildnisse, die er meißelt. Ich habe in Dr. Scheiber, während er mir die einzelnen Verwundungen und deren Behandlung demonstrierte, aber nicht bloß einen großen Chirurgen, sondern auch einen gütigen Menschen aufs neue kennen gelernt; aufs neue, muß ich sagen, denn seine Güte war mir ja nicht fremd! — Die Augen der Verwundeten hingen an ihm wie an einem Vater.

zuerſt an unſern Oberſtabsarzt; er iſt ein gerechter, das Für und Wider ſorgſam wägender Mann. Vergeſſen Sie nicht, Sie verzeihen, daß ich einer Künſtlerin von Ihrem Namen das ſage: nicht auf die tadelloſe Stiliſierung, ſondern auf die Durchſchlagskraft der Gründe kommt es bei einem Geſuch an die Militärbehörde in erſter Linie an."

Er begab ſich in den Pavillon zurück, und während ich die Stufen zu dem verſchneiten Garten hinabſtieg, hörte ich ihn in ſeinem ruhigen und energiſchen Baß drinnen irgendeine Anordnung geben.

IX.

In zwei Tagen war mein Geſuchskonzept fertig. Die Vizepräſidentin des „Roten Kreuzes", Baronin Maline Mladota, kam zu meiner Tante auf Beſuch, während ich eben an der Schlußpaſſage beſchäftigt war. Die erſte und die letzte Seite lagen aufgefaltet vor mir auf dem Tiſch.

„Was, ein Geſuch machſt du?" fragte Maline, das halbbrüchige Format muſternd; ein kleines malitiöſes Lächeln huſchte über ihr hübſches Maria-Thereſien-Geſicht, ſie neigte den Kopf ein wenig, ſo daß die Perlen an ihren Ohren ſchimmernde Reflexe auf meine Bogen warfen. „Und an unſer Spitalskommando noch dazu, du, du! Mach es nicht zu lang, mach keinen Roman daraus, denk daran, was der Oberſtabsarzt jetzt alles zu tun hat. Und für wen machſt du es denn eigentlich?"

„Für einen jungen Tiroler Landesſchützen, der große Sehnſucht nach ſeiner Heimat und nach ſeinen Eltern hat."

Ihre lebhaften, ſtahlgrauen Augen feuchteten ſich:

„Das arme Kind! Ja, das Heimweh dieſer Alpenländler iſt etwas Rätſelhaftes, Wunderbares! Und ein unerſchöpflicher Stoff für euch Künſtler. Vielleicht begegnen wir dieſem Tiroler ganz unerwartet in deinem nächſten Buch?"

Sie vertiefte ſich wieder mit meiner Tante in die Frage der Anfertigung von Verwundetenwäſche, und ich kehrte zu meinem Manuſkript zurück.

„Nochmals und dringendſt bitte ich das Spitalskommando, mein Anliegen günſtig zu beſcheiden. Ich brauche zur Frühjahrsarbeit Hilfe, mein Mann iſt krank und ich habe ſonſt niemanden als dieſen Sohn, mein einziges Kind . ."

Als ich das niederſchrieb, überkam mich ein holdes, tiefinneres Glück. Ich ſprach im Namen und als Stellvertreterin einer Tiroler Heldenmutter und nannte den, der für den Kaiſer blutiges Martyrium gelitten hatte, meinen Sohn.

*

Von den vier Couſins, die wie blonde Glasengel um mich herumſpielten, als ich im Flügelkleide, das Skizzenbuch im Arm, ſchöne Anſichten von Innsbruck ausſpähte, um ſie dann als fragwürdige Licht-Schattenbilder aufs Papier zu bannen, hieß einer Hermann. Deſſen Name fiel mir wiederholt ein, als ich das Geſuch niederſchrieb. Denn Hermann war vor nicht langer Zeit mit ſeiner jungen Gattin nach dem Bahnort gezogen, von dem aus Schmids Heimatdorf in einigen Stunden zu erreichen war. Als Bezirkskommiſſar hatte Hermann öfters in der Umgebung der Stadt zu tun, und in ſeiner Güte und Umſicht würde er mir gewiß in dieſer Sache behilflich ſein, wenn ich ihn bat, und ſie einem günſtigen Ende näherbringen.

Ich beſchloß alſo, ſeine Hilfe anzurufen. Ich ſchickte ihm das Geſuch und bat ihn, dasſelbe von Frau Schmid unterzeichnen

und nach Möglichkeit bald auf der Bezirkshauptmannſchaft beſtätigen zu laſſen. Das unterfertigte Geſuch möge er im Intereſſe ſchnellerer Erledigung anſtatt an mich direkt an das Spitalskommando ins Garniſonsſpital ſchicken. Ich rechnete, daß dies alles ungefähr eine Woche in Anſpruch nehmen würde, und ſah dem Ausgang mit ängſtlicher Spannung entgegen.

Ganz ſicher war ich meiner Sache nicht, obwohl ich auf die Eindrucksкraft meiner Gründe, die ich ſo ſchlagend als möglich formuliert hatte, und mehr noch auf die Menſchlichkeit der Ärzte, beſonders des mir bekannten Regimentsarztes, baute. Es waren ſchon viele Geſuche abgewieſen worden, die noch triftigere Gründe vorgebracht hatten . . . Der Regimentsarzt ſelbſt hatte geſagt, daß er keinen Erfolg verſprechen könne. Dieſer Gedanke quälte und ängſtigte mich.

Schmid dagegen war voll freudiger Erwartung und ſicherſter Zuverſicht. „Die Frau Baronin wenn das Geſuch macht, da *muß* es woll was nutzen," äußerte er öfters. Und wer ihn in dieſen Tagen beobachtete, konnte ſehen, wie das Hoffen auf baldige Heimkehr in ſein geliebtes Tiroler Tal an ihm geradezu Wunder wirkte; ſeine Wangen und Lippen röteten ſich geſund, ſein Blick, der kurz vorher meiſt ernſt und nachdenklich war, ſprühte kühn und unternehmend, und wenn auch ſeine Wunde an der Hand noch offen und der Behandlung bedürftig war, ſo *verſicherte* er mich, „ſell wird nicht lang mehr hergehn, daheim *wird* es glei ganz gut."

Wie ein ſchöner, wilder Vogel, der im Begriff ſteht, den offenen Käfig mit *der* Freiheit zu vertauſchen, erſt einige taſtende Flügelſchläge macht, um dann mit prächtigen, breitgeſpannten Schwingen ſturmähnlich in die Luft emporzugehen,

ſo fing nun auch der Blumenteufel ſeine Kräfte täglich zu üben an; erſt ſpazierte er im Hauſe herum, und ſein Ziel war da zumeiſt die Wohnung des Ehepaares Wieſer. „A liaber Menſch is er," ſagte Herr Wieſer, der auf junges Mannsvolk mit der Würde und dem kritiſchen Blick des im Amte ergrauten Pedellen herabzuſchauen pflegte. „An ſo an liabn Kerl hab' i no ſelten g'ſehn. Woahr is's! Meiner Seel."

Dann kam der erſte Ausflug — „zu einer hohen Dame", wie mir Frau Wieſer mit geheimnisvollem Lächeln zu erraten gab. Wer war ſie? Es war dieſelbe Herrin, vor der er in Bozen gekniet war, als im Auguſt der Generalmarſch durch die Gaſſen dröhnte, dieſelbe fromme Herrin, die in ſeiner Heimat ſo viele Paläſte hat; die in Abſam als trauernde Mutter verweint durch die Fenſterſcheibe blickt und in Innsbruck, von ſonnigem Blondhaar umwebt, ihr Kindlein herzt, und auf dem Heiligen Waſſer in Mantel und Krone dem Hirtenbuben das Wunderbrünnlein zeigt und in Trient die Hände windet über den Tod ihres Sohnes, indes die Engel zu ihren Füßen bitterlich weinen. Ihr, der hohen Frau, von der das alte Hoferlied ſingt:

O Himmelskönigin
O heilige Maria,
Die du in unſerm Land
Dein' Wohnung haſt gebaut —

ihr galt der erſte Urlaubsgang des Tiroler Landesſchützen.

„War es ſchön am Pöſtlingberg, hat es Ihnen gefallen? Aber Sie haben ſo einen ſchlechten, ſtürmiſchen Tag erwiſcht, das iſt ſchade, von der ſchönen Ausſicht werden Sie nicht viel geſehen haben?"

„Sell woll nicht," entgegnete er. „Aber in der Kirche

hat es keinen Sturm gehabt, und die Liebe Frau habe ich ſehr gut geſehn."

Und wieder umſpielte jenes anmutige Lächeln der Tiroler Laienſchweſter ſeine bärtigen jungen Lippen.

Hatte die Liebe Frau, die oft, oft mit den Hirten und Sennern in Tirol und Graubünden von Mund zu Mund redete in alter Zeit, auch mit ihm geſprochen? Hatte ſie ihm geſagt: „Grüß Gott, mein Kind! Iſt ſchön, daß du gekommen biſt! Viele, denen ich half, wiſſen's nicht und nehmen's nicht zu Herzen, aber du biſt mir treu! Grüß Gott!"

*

Und wieder war ein Nachmittag, an dem ich eben die Poſt erhalten hatte, ſie intereſſierte mich aber heute nicht. Ich ertappte mich zum ſoundſovielten Male dabei, daß ich im ſtillen nachrechnete, wie lange mein Brief zu Hermann wohl brauchte, und bis wann die Mutter früheſtens ihre Unterſchrift, die Bezirkshauptmannſchaft die Beſtätigung gegeben haben konnte . . . Wieder und wieder fielen mir Stichworte aus der Rede des Regimentsarztes ein. Nicht ſicher . . keine trügeriſchen Hoffnungen erwecken . . . Hunderte ſolcher Bitten kommen zu uns. Und dazwiſchen begann leiſe, leiſe, rührend das Appezäller Liedli an mein Ohr zu tönen . . . Doch plötzlich riß ſein Sehnſuchtsklang entzwei — es klingelte hell und ſcharf an unſere Tür. Das Zöfchen Chriſtine war da und meldete: „Bitte, die Frau Wieſer — nur ein Wort, darf ſie herein?"

Es überlief mich — mir ahnte: das Geſuch. Es hat damit etwas gegeben. Ich ſprang auf und eilte ins Vorzimmer.

„Frau Wieſer! Was bringen Sie mir?"

„Jeſſas, Frau Baronin kommt ſelbſt heraus, daß ſi' die

Frau Baronin nur nöt verkühlt. — Was Neuchs hat's göbn!" Eine allerliebſte Schelmerei machte ihr Geſicht förmlich jung und hübſch. „Heunt kommt d' alte Wieſerin amol mit a r e c h t ana guaten Poſt; derrat's die Frau Baronin? Das G'ſuach, was die Frau Baronin g'macht hat, und wo ſi' die Mutter vom Schmid untergſchrieben hat, is da, der Schmid weiß es ſchon, der Herr Oberſtabsarzt war jetzten grad bei eahm oben und hat eahm g'ſagt, die nächſten Täg kommt er vor die Superarbitrierungskommiſſion und aft geht's h a m z u a! Hab i recht g'ſagt, daß dös a g u a t e Poſt is?"

„Frau Wieſer, Sie hätten mir keine beſſere bringen können. Denken Sie, ich machte mir ſchon ſolche Sorge, das Geſuch wird abgewieſen! Aber jetzt iſt alles, alles gut! — Was ſagt der Schmid?"

„Ja, was ſoll er ſagen! D ö s Glück muß ſi' die Frau Baronin mit eigene Augen anſchauen. I ſag gar nixi. Aber weiß Frau Baronin noch, wie's im Dezember war — wiar i daz'mals ſcho um oan Chriſtus bitt hab? — der Todesſchweiß is eahm ja ſcho übers G'ſicht g'runna — und noh hat er von der Muatta und von ſei'n Hauſerl phantaſiert. Dös armi Kind!" Sie nahm die Schürze und wiſchte über die Augen. „Jazten ſoll ma aba lacha und nöt woana, o meinl, wann i an ſei Muatta denk!"

Sie küßte meine Hand, neſtelte ihr Grautuch um die Bluſe zuſammen, und alsbald hörte ich ihre Schritte über die Stiege hinunterklingen, flink und luſtig, als ſpränge ein junges Dirndl ſeinen Weg nach Haus.

*

Mit der nächſten Morgenpoſt kamen zwei Briefe, die mir eine nachträgliche Erläuterung zur Freudenkunde Frau

Wieſers brachten. Der eine war von meinem Vetter Hermann deſſen raſches, umſichtiges Vorgehen die Sache ſo glücklich erledigt hatte. Perſönlich war er mit dem Geſuch im Schneetreiben über die Berge gewandert zum Häusl, wo das Ehepaar Schmid wohnte, und hatte ſich die Unterſchrift des Mütterleins auf das Geſuch geben laſſen. „Es ging nicht leicht, die gute Seele hatte ſeit ihrer Schulzeit das Schreiben ziemlich verlernt, aber es ging.“ — Der andere Brief, auf dem ein Fähnlein und eine Brieftaube eingepreßt waren, war von der Mutter Schmids, die natürlich auch diesmal wieder einer dritten Perſon in die Feder diktiert hatte; aber Ausdrucksweiſe und Gedankengänge waren ſo ſicher ihr Eigentum, als der Blumenteufel ihr Sohn war: „Theuerſte Frau,“ ſchrieb ſie, „wir wiſſen nicht, wie wir Euch danken ſollen. Aber ich will zur Mutter Gottes eine Wallfahrt machen, damit Sie Euch belohnt. Ich will mir nichts mehr auf der Welt wünſchen, wenn ich nur meinen Sohn noch einmal ſehe. Sein Vater iſt auf gute Beſſerung. Ich glaub, er wird gar vor Freude geſund.“ — — — Ich nahm dieſen Brief zu mir, ſteckte das „Rote Kreuz“ auf meinen Samtärmel und ging noch einmal, den Blumenteufel zu begrüßen und mich an ſeinem Glück zu freuen.

Wie ſah das Dreiundzwanzigerzimmer heute ſo fröhlich, ſo feſtlich drein! Zauberiſch ſpiegelte ſich der Himmel mit goldenen Federwolken in den Fenſterſcheiben — das eine Fenſter ſtand auf, ſüß hörte man eine Amſel ſingen; — die Geſichter der Kameraden Schmids hatten heitere, verſtändnisinnige Mienen; an Stelle der feierlichen „Bavaria“, Fräulein Sommer, ſtand das blutjunge, liebe, zierliche Schweſterchen Martha am Bett des Polen, und ihre und aller Blicke

flogen immer wieder verſtohlen zu Schmid hinüber, der am Tiſche ſaß und rauchte, ich hatte ihn ſchon einmal ſo geſehen; — damals waren ſeine Augen trüb, heute leuchteten ſie glücklich vor ſich hin wie zwei Sterne.

Als ich kam, ſprang er auf, legte die Pfeife weg und ſchüttelte mir die Hand ſo mächtig, wie es nur ein Tiroler Waſtl kann. Er hat mir niemals die Hand geküßt; die Polen und Ungarn im Spital taten dies unzähligemal; aber im Händedruck des Tirolers liegt eine noch edlere Hochachtung vor der Frau, die er als ebenbürtige Genoſſin grüßt, als in der ritterlichen Huldigung des Handkuſſes.

„Geſchtern war ein Glückstag, Frau! Ich danke Ihnen! Wiſſen Sie's ſchon?"

„Ja, ich hörte es geſtern von Frau Wieſer. Der Oberſtabsarzt war ſchon bei Ihnen, nicht wahr? —"

„Ja. Jetzt iſcht noch die Superarbitrierungskommiſſion und dann — fahr ich heim zu meinen Eltern." Ein Glanz wie Frühlingsalpenſonne ſchien über ſein Geſicht, das kein bleiches Krankengeſicht mehr war, ſondern das lebenſprühende voll Mut und Jugendfeuer des jungen Helden, der am 17. Auguſt nach Galizien zog.

„Und das freut Sie g a r n i c h t, wie ich Sie kenne?!" —

„Nein, g a r n i c h t, wie Sie mich kennen!" Und er lachte laut auf, ſeine Stimme widerhallte in dem weißen Saal, wo man ſonſt leiſe zu reden und unterdrückt aufzutreten pflegt.

„Schauen Sie, Frau, ich war ganz verzagt, wie's ſo lang angeſtanden iſt. Ich glaub', daß ich Sie recht geplagt habe mit meinem Heimweh. Sie müſſen es mir vergeſſen. Jetzt waren Sie ſo gut und haben das Geſuch geſchrieben. Gott

ſoll es Ihnen lohnen, Frau, es wird woll bald ganz gut mit mir werden. Ich weiß, meine Hand heilt nur in Tirol. Ich ſpür es ſchon jetzt. Wenn ich geſund bin und der Kaiſer braucht mich, dann will ich für ihn wieder leiſten, was ich kann, ſell woll!"

Die unausſägliche Wonne des nahen Wiederſehens und die urplötzlich erwachende Begier, wieder ſeinen Mann im Kampfe zu ſtellen, ſpielten in ſeinen raſchen, abgeriſſenen Sätzen wunderbar durcheinander. Vor drei Monaten hatte er ſterbend im Nebenzimmer gelegen!

Antäos, der erdgeborene Rieſe, ſog aus der Berührung des Bodens, dem er entſproſſen war, nicht nur Lebenskraft, ſondern auch neue Kraft zum Streite . . . Ihm gleich war dieſes Kind der jungfräulichen Erde Tirols. Sein Land wollte ihm Geneſung ſchenken, und er ſchenkte ihm wieder ſeine neugewonnene Kraft.

„Arme Mutter!" dachte ich, aber ich ſprach es nicht aus.

Dafür holte ich den Brief hervor:

„Sehen Sie, da hab' ich etwas für Sie, einen Gruß von Ihrer Heimat. Ihre Mutter hat mir geſchrieben."

Hundert pechſchwarze Bergteufelchen, aber grundgute, keine böſen, irrlichterten in ſeinen Augen.

„O ſchauen Sie, was Sie mir alles erzählen. Was hat ſie denn geſchrieben? Wie geht's dem Vater? Und was iſcht ſonſt Neues zu Haus?"

„Leſen Sie es ſelber." Und ich reichte ihm das Blättchen. Er nahm es mit haſtigem Griff und las es mit begierigen, ſelig ſich weitenden Augen.

„Hören Sie, da ſteht, mein Vater iſcht auf gute Beſſerung," rief er entzückt.

„Ja, weil Sie heimkommen.“

„Weil Sie mir dazu geholfe haben,“ ſprach er langſam, „und weil Frau Wieſer mir beigeſtanden hat, wie ich am Sterben war, ſonſt hätte ich woll meine Heimat in alle Ewigkeit nicht mehr geſeh'n.“

„Ja, ja, Sie Spitzbub!“ Fröhlich den Finger aufhebend, trat die Soldatenmutter, die bisher beſcheiden am Bette des Polen verweilt hatte, näher herzu: „Jetzt fliegt der Vogel davon — aus'n Augen, aus'n Sinn. — Und gar nimmer werden S' auf uns denka!“

„Da irrt Ihr Euch aber, denn ich werd auf Euch alle denken! Immer, immer! Ihr ſeid alle ſoviel gut geweſen!“ rief er. Zum erſtenmal fiel das ſonore Ihr und Euch, das der deutſche Tiroler Bauer ſtatt unſerer verwäſſerten ſtädtiſchen Anredeform noch gebraucht, von ſeinen Lippen, ſeine Seele war nicht mehr in Linz, ſondern ſchon in ſeinem geliebten Tale, wo die Sprache noch grad und unverdorben wie der Menſchenſchlag iſt, der ſie ſpricht.

Dann plötzlich fragte er mich: „Sie, Frau! . . . Und Ihr kommt nicht glei einmal zu uns in meine Heimat?“

„Sie müſſen nicht vergeſſen, Herr Schmid, daß ich keine Touriſtin bin, und ſo ſchön es auch bei Ihnen iſt, es iſt mir unerreichbar.“

„Aber gar nicht!“ widerredete er. „Es iſcht ja nur glei zwei Stund zum Gehen. Es geht aber auch die Poſcht zu uns herein, und wenn Sie nicht laufe wollen, können Sie auf das Poſchtwagele aufſitzen. Es iſcht ſehr ſchön bei uns! Nicht weit von uns iſcht die höchſte Eiſenbahnbrücke in Tirol. Die geht ganz hoch in der Luft hin; ganz tief unten fließt das Waſſer, Haben Sie davon ſchon ein Bild geſehen?“

„Nein.“ Aber ich blickte in dieſes junge, von Heimatliebe leuchtende Geſicht, und ich ſah in dem Augenblick Schöneres: den ewig reinen und ewig jungen Genius der urmächtigen Bergwelt Tirols.

X.

In der nächſten Woche hatte die Superarbitrierungskommiſſion, die über den Zeitpunkt von Schmids Abreiſe entſchied, ſtatt.

Ein merkwürdiges Zuſammentreffen wollte es, daß in dieſen für meinen Schützling ſo verheißungsvollen Tagen ganz Linz Trauer anlegte um Biſchof Rudolf Hittmair, der, ein Opfer ſeiner Liebe für die Kriegsverwundeten, auf der Totenbahre lag. Ein dunkler, gewitterhafter Abend ſah ſein einſames Leichenbegängnis; aber die Frühlingsſonne ſchien durch den letzten Schneefall auf den Immakulata-Dom herab, als Kardinal Piffl dem Märtyrer die Preces ſprach, und als die verwundeten Soldaten, in deren Dienſt er ſein Leben geopfert hatte, um den Katafalk ſtanden und weinten. — —

„Kommen Sie doch auch einmal zu meinen Verwundeten, biſchöfliche Gnaden,“ hatte ich im Dezember zu unſerm Biſchof geſagt.

„Ja, ich möchte ſchon. Aber niemand kann zwei Herren dienen, ich bin jetzt Pfleger bei den Barmherzigen Brüdern; ich könnte nur auf einen kurzen Staatsbeſuch in Ihr Spital kommen, eine Anſprache halten und ein paar Sachen verteilen. Was hätten die Leute davon? — Man muß ſich ihnen widmen, man muß eingehen auf ihre Geſpräche, muß Intereſſe zeigen an ihrem Freud und Leid. Das tue ich bei den Barmherzigen Brüdern, und das tun Sie im Staatsgymnaſium.“

„Biſchöfliche Gnaden tun wohl hundertmal mehr als ich; Sie pflegen!“

„Man kann auch mit lieben Worten pflegen, das tun wieder Sie.“

Und ſo kam es, daß meine Soldaten den Biſchof, von dem ich ihnen oft erzählen mußte, nicht kennen lernten.

Am Tage nach dem Requiem berichtete meine liebe Botin aus dem Reſerveſpital:

„Die Kommiſſion war da. Morgen reiſt er ab. Wenn die Frau Baronin no amal zu uns heraüberſchauen tät, denn er möcht ihr noch Adjö ſagen.“

Ich war vom Tode des Biſchofs ſehr ergriffen, zudem von viel Arbeit übermüdet; ich fürchtete, der Abſchied vom liebenswürdigſten meiner Pfleglinge würde mich aufs neue traurig ſtimmen; als ich daher gegen Mittag noch einmal in das Staatsgymnaſium hinüberging, hatte ich nicht die Abſicht, Schmid nochmals zu ſehen, ſondern ich erſuchte Frau Wieſer, ihm das Andenken, das ich für ihn bereitgelegt hatte, in meinem Namen mit einem Abſchiedsgruß zu übermitteln.

„Aber, Frau Baronin!“ ſagte vorwurfsvoll die Soldatenmutter. „Na, na! Na, dös därf eahm d' Frau Baronin nöt antun. Wenn Sie nöt aufergeht, er kommt herunter. Er hat ſchon davon geſprochen. I hol eahm. I bi glei wieder da.“

Sie eilte davon, ich ſetzte mich und ſah die lieben Heiligkeiten in ihrer Stube an. Hier erſchien Jeſus der hl. Eliſabeth, dort kniete die liebliche Bernadette (heilige Bernadette ſagt Frau Wieſer ſtets, die Kanoniſierung vorausnehmend) zu Füßen der hehren Madonna von Lourdes. Das Jeſulein aber, Frau Wieſers koſtbarſtes Heiligtum, lauſchte wieder im Glaskaſten, unter ſeiner Damaſtdecke verborgen. Damals,

als der arme Schmid am Tode war, lächelte das Kindlein unter Kerzen und Blumen auf dem Adventaltar, es war gnädig, es ließ ihn nicht ſterben, es wollte, daß er die Heimat wieder ſchauen ſollte, von der gar wohl auch die Worte gelten können, die in jenem alten frommen Lied vom himmliſchen Jeruſalem geſungen ſind:

Ubi sunt gaudia,
Nirgend mehr als da,
Wo die Engel ſingen
Nova cantica.
Und die Schellen klingen
In regis curia,
Eja wär'n wir da,
Eja, wär'n wir da.

Horch, da kamen raſche Schritte über den Gang her, die Türe ging auf, über die Schwelle trat ein ſchmucker Landesſchütze, dem die feldgraue Uniform mit dunklen Aufſchlägen trefflich ſaß, und den jeder für einen aktiven Vierzehner gehalten hätte, wäre nicht die weißverhüllte Hand geweſen; neben ihm glitt freundlich lachend Frau Wieſer herein und nahm meine linke Hand, während er die rechte ergriff und mit ſeiner prachtvollen tiroleriſchen Energie ſchüttelte. Dann mußte ich mich an Frau Wieſers Tiſchchen ſetzen, und er ſetzte ſich links, Frau Wieſer rechts von mir. In dieſem Augenblick kam die Sonne und ſpielte freudig auf den Heiligkeiten Frau Wieſers und um den dunklen Wirbel des jungen kriegeriſchen Gaſtes, den dieſe fromme Stube verwundert anſah.

„Ich fragte: „Alſo die Superarbitrierungskommiſſion war geſtern hier: War der Regimentsarzt Scheiber auch dabei?"

„Der Oberſtabsarzt und der Regimentsarzt, beide waren dabei. Der Regimentsarzt iſcht groß und hat graue Haare, aber

noch einen dunkeln Schnurrbart und ſchaut einen ſo feſt an, als müßt' er einem grad' ins Herz hineinſchauen. Ich mein, er iſcht in Tirol zu Hauſe nach der Sprache. Iſcht das der, den Sie meinen?"

„Ja, das iſt er, Sie beſchreiben ihn ganz richtig. Was haben die Herren von Ihrem Zuſtand geſagt?"

„Irreparable Handverletzung." ſagte er langſam und ſchwer und hob ein wenig die verbundene Hand.

„Aber —," ſprach er dann lebhaft, „wer weiß, ob ich nicht Kunſchtfinger daran bekomme, mit denen ich die Büchſe halten und noch manchen guten Schuß tun kann." [1])

Ich hörte den Eiſenklang der Senſe, die die Männer von 1809 trugen, von fern, und mir ſchauerte davor. Ich wechſelte das Thema:

„Wiſſen Sie, Herr Schmid, wer dieſer Tage hier in Linz geſtorben iſt, den wir alle betrauern?"

„Ja, ich weiß es. Der Biſchof Hittmair."

„Er hat, wie Papſt Pius, der an gebrochenem Herzen zu Beginn des Krieges ſtarb, ohne Unterlaß gebetet und geopfert, damit das Morden bald ein Ende nehme."

„Er wird ſchon gut gebetet haben," entgegnete Schmid. „Unſer Herrgott wird ihn erhören, wenn es an der Zeit iſcht." Dann fragte er: „Sagen Sie mir, Sie haben öfters vom Biſchof geſprochen, waren Sie mit ihm bekannt?"

„Ja, ich war mit ihm befreundet."

Sein Ton war faſt ehrerbietig, als er weiterfragte:

„Wann haben Sie ihn wohl zuletzt geſehen?"

„Mitte Februar. Er ging mehrere Schritte vor mir in

[1]) Dieſe Hoffnung meines Schützlings erfüllte ſich in der Folge leider nicht.

der Herrengaſſe, von den Barmherzigen heimkommend, in ſein Palais. Er ging ſehr müde und gebrochen, und als er ſich zur Seite wandte, um jemanden zu grüßen, habe ich auch geſehen, wie elend und gealtert er ausſah. Das war kurz nachdem er in Mauthauſen war, dort hat er ſich den Krankheitskeim geholt."

„Ja, er hat einen Serben Beicht gehört, wo den Fleck-typhus gehabt hat; die Leute ſagen, er hätte das nicht tun ſollen, aber unſer Heiland iſcht den Kranken auch zugegange und hat ſich nicht gegrauſt," erwiderte mit nachſinnend gefal-teten Brauen der Tiroler.

„Alſo jetzt muß ich von Ihnen Abſchied nehmen," ſprach ich nach einer Pauſe und erhob mich, und er erhob ſich auch. „Ich weiß ſchon, Sie werden uns nicht vergeſſen; nehmen Sie aber doch dieſe Medaille vom Pöſtlingberg zum Andenken, und wenn Sie Maria anſchauen, denken Sie auch an uns."

„Das iſt ſchön, Frau, daß Sie mir grad dieſe Medaille ausgeſucht haben," ſagte er. „Woll, woll, ich will an Sie den-ken, wenn ich ſie anſchaue."

Frau Wieſer flüſterte: „Bitten Sie, daß die Frau Baronin Ihnen die Medaille umgibt."

Er richtete die Augen auf mich und neigte den Kopf ein we-nig. Ich ſtreifte ihm die Medaille über. „Küſſen Sie die Maria," mahnte Frau Wieſer. Er tat es mit der Naivität eines Kindes.

Abermals flüſterte Frau Wieſer: „Jetzt bitten Sie die Frau Baronin, was ſo gut gegen Sie war, um den heiligen Segen."

Er wandte ſeine Augen wieder ſtumm zu mir. Frau Wieſer nahm, ihren Schrank aufſperrend, ein hellſpiegelndes Fläſch-chen heraus: „Das iſt Lourdeswaſſer. Das hat mir eine Dame,

die beim letzten Lourdes-Pilgerzug dabei war, mitgebracht. I bi froh, daß i's hab, denn jatzten is ja der Weg na Lourdes verſperrt."

Ich zog den Handſchuh ab, benetzte meine Finger und zeichnete ihm das Kreuzlein auf Stirne, Mund und Bruſt. Dann ſprach er langſam vor ſich hin mit der gleichen unnachahmlich edlen Kindlichkeit:

„Sie, Frau, Sie waren ſo gut zu mir. Und ich weiß nicht, wie ich's verdien. Und ich kann Ihnen gar nichts dafür geben."

Ich ſprach: „Haben Sie denn vergeſſen, was ich Ihnen ſchon mehrmals geſagt habe? Daß alles, was ich geben kann, nichts iſt gegen Ihr Blut, das Sie für Öſterreich und auch für mich geopfert haben, und gegen den Schmerz, den Sie für uns alle und auch für mich litten, und gegen die Kälte, die Sie auch für mich ausſtanden, wiſſen Sie noch, am Bahnhof?"

Einen Augenblick kam ſeine Faſſung ins Wanken, und er wandte ſich von mir ab. Doch das war eben nur einen Augenblick, dann ſah er mich feſt an und ſagte: „Ja, Frau, und i ch hab Ihnen allemal geſagt, es war meine Pflicht." — — —

*

Am drittnächſten Tag von dieſem erhielt ich eine Karte, wenige Worte in einer nicht ganz ausgeſchriebenen, aber dennoch charakteriſtiſchen Schrift: „Liebe Frau Baronin! Ich ſende Ihnen dieſen Gruß aus Bozen. Heute nachmittag fahr ich nach Innsbruck, und abends bin ich ſchon bei meinen lieben Eltern zu Hauſe."

Das Bild auf der Anſichtskarte zeigte den Bozener Roſengarten, rotbeleuchtet im blauen Tirolerhimmel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einen Tag ſpäter folgte ein Brief: „Liebe Frau Baronin!

Ich ſchreibe Ihnen von zu Hauſe dieſe Zeilen, damit Sie wiſſen, daß ich an Sie denke. Geſtern bin ich angekommen. Die Ofenbank hat zwar nicht gekracht (wie Sie nämlich immer gemeint haben), aber ſonſt hat es ſchon eine g r o ß e Freude gegeben!" . . .

*

Der Blumenteufel war nach ſchwerer, heißer Arbeit, nach vielen bittern Schmerzen in den Himmel, der insgemein nur den Chören der Engel gehört, eingegangen, in ſein heiliges Land Tirol.

*

Soll ich noch erzählen, wie es kommen mußte und kam? Er will ſeinen Himmel wieder verlaſſen und mit der blutbeſprengten mühſeligen Erde vertauſchen und für ſeinen Kaiſer leiſten, was in ſeinen Kräften ſteht, obwohl ihm die Hälfte der Hand, die den Stutzen regieren ſoll, vom Körper geſchnitten iſt und nicht mehr heil und ganz werden kann. Aber ſein Kaiſer braucht ihn; ſein Land iſt in dem furchtbaren Kampfe, der die ganze Welt noch in ein Beinhaus, ein Gräberfeld voll blutiger Larven verwandeln wird, hineingeriſſen worden.

Während ich dies ſchreibe, raſſeln die Trommeln und blaſen die Trompeten, und mein Herz verſagt ob der Unbarmherzigkeit dieſes Krieges, ob des Wehs der Mütter, ob der vielen edlen, jungen Leben, die hingemordet werden — und doch grüße ich euch, ihr mit den edelweißgeſchmückten Kappen, Landesſchützen vom Land Tirol! Und ich wünſche euch gute Fahrt und herrliche Siege, und ich befehle euch dem Schutze der Allerreinſten, die ihr im Herzen traget, und die auf dem Banner euch glorreich voranleuchtet.

Ich bete zu Gott, daß ihr edlen Tiroler eure heilige Erde ſchirmt und bewahrt gegen alle Feinde, das Land, deſſengleichen auf Erden nicht iſt, das Juwel in der Krone unſeres Herrn und Kaiſers. Ihr könnt es, ihr allein, denn ihr ſeid Söhne von Helden und ſelbſt Helden. Ich weiß es, wie rein dies euer Heldentum iſt, wie gütig eure Seelen ſind, und wie unbefleckt eure Herzen. Ich weiß es, denn ich bin in den Krankenſälen an euren Betten geſtanden, habe euch beten geſehen und von allem Guten reden gehört, und in eurem Mund war keine Roheit, kein Scherz, darob die Frau an eurem Bett hätte ſchamrot werden müſſen. Der Blumenteufel, die ich geſehen habe, waren viele; und wenn der Schmid der anziehendſte von ihnen war, ein liebenswürdiges Glückskind der Natur auch äußerlich, ſo waren die andern nicht minder edle und reine Menſchen als er, Widner, Zainer, Zangerl und jener Brave aus Imſt, deſſen Namen ich nicht weiß, und jener andere, den ich nur auf dem Totenbett ſah, der arme, ſo treue und ſo gute Wolgenannt — und wie ſie alle hießen; ſie ſtehen in meinem Gedächtnis, in meinem Herzen unverlöſchbar; ſie loben die Mutter, die ſie wiegte, die Prieſter, deren Wort ihnen den Weg des Heiles wies; die Bräute, deren Hand ſie beim Abſchied drückten, die Gattinnen, die ſie in Treue und Furcht des Herrn umarmten, ſie loben mit mehr als Menſchenzungen das Land, dem ihre fromme Heldenſchaft entſproß, wie der Orient der köſtlichen Perle die Muſchel lobt, die ihn in Stille trug.

Ja, heiliges Land, ehrwürdige Erde, ſei gelobt, treue Mutter eines großen, übermenſchlich großen Geſchlechts! Sei gelobt, frommes Land, katholiſches Land Tirol! — Denn daran ſoll keiner taſten: Dieſe herrlichen Männer, die mit ihren

Stutzen, mit ihren Leibern, mit ihren nun abgeſchlagenen und abgefrorenen Händen unſer Öſterreich vor dem Eindringen der Moskowiterheere ſchützten, waren nicht heimatloſe Söldner, ſondern herzensfromme, ſchlichte Bauern, die ihre Pflugſchar, ihre Ernte verließen, um ihres Kaiſers bedrohtes Reich zu retten. Es waren frohe Jungen, eingeſchworen auf das Innsbrucker katholiſche Studentenbanner; es waren chriſtliche Künſtler Tirols, von Rang und Namen, ſie ſtanden und ſtehen Wacht um ihr Vaterland, in Vielgereut, am Krn und drunten in den ſchwarzen Bergen, die Dörrer, Neumair und Hochegger, wer kann ſie alle nennen, die Helden, in denen das alte, gläubige Tirol ſo herrlich lebt; ihre Zahl iſt Legion!

Ich habe nie ein Wort der Freude über dieſen Krieg geſprochen, und ich ſpreche es auch heute nicht und niemals. Das Weh iſt zu bitterlich, und die Wunden brennen zu tief. Ich habe niemals Worte des Haſſes gegen die Feinde geſprochen, ſie ſind Menſchen wir wir, ſie beten um den Sieg wie wir, und ſie glauben für die gerechte Sache zu ſtreiten wie wir. An deinem Bette, armer kriegsgefangener Sebaſtiano de Paolo aus Catania, habe ich geſtanden, und meine Tränen ſind auf deine Hand gefallen, weil du, wie der Blumenteufel, eine Mutter hatteſt, und ſie war fern, fern! — Ich weinte, als ſie deinen armen, von Granaten zerſchmetterten Körper in die Totentruhe betteten, denn auch du warſt mein Kind in der Liebe Jeſu, auch für dich trug ich das rote Kreuz am Arme.

Ich trauerte über den Zwiſt der Völker, deren jedes ſeine Größe und ſeinen Adel hat, und ich trauere heute noch! — Was ich aber ſtets fühlte und heute doppelt fühle, das iſt die Unverletzbarkeit der heimatlichen Scholle und die heilige

Not, dieſe Scholle, wenn an ſie getaſtet wird, mit dem Schwerte zu verteidigen. Es iſt nicht eine Grenzverſchiebung gleichgültiger Natur, wenn uns das Land Tirol entriſſen würde. Das ſchönſte Kleinod würde aus der Krone unſeres Kaiſers und Herrn herausgeſprengt, und ſeine reinſten und edelſten Helden würden gewaltſam von der Seite des Thrones geriſſen.

Darum nochmals Gruß, heiliges Land Tirol! Um deiner Söhne willen, um deiner Frommheit und Reinheit willen, um deines roten Blutes willen, das deinen Adler färbt, du ſeieſt immer kaiſerlich, du mögeſt nie andere als deine angeſtammten ehrwürdigen Bannerfarben tragen, nie einem andern Herrn, als den Kindern und Kindeskindern deines römiſchen Kaiſers Franz deine Schwerthand ſchwörend reichen. Du heiliges, teures Land, ich will mich rühmen, daß ein Tropfen deines Blutes auch in meinem Herzen fließt, das Blut Antonios von Mazzetti und ſeiner Lucia, denen in der alten Konzilſtadt Annetta und Vittoria, und Carolina, die Mutter meines Vaters, heranblühten. — Ich will mich deſſen rühmen und ich will dich, Land Tirol, lieben, als ſeiſt du wirklich, wie du es meiner Eltermutter warſt, mein Vaterland.

Vor der Kloſterpforte von Eppan ſteht Pater Haſpinger mit hocherhobenem Kruzifix und ruft ſeine Tiroler und ſegnet ihren Kampf im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes. Von den Hängen von Rinn ſteigt Speckbacher herab, ſeine Flinte iſt geſpannt, die Adlerfeder ſteckt ihm auf dem Schützenhut, und daneben ein Bild der heiligen Maria! Auf dem Iſelberg erdröhnt das Kommando Hofers, dem Feinde Tod und Untergang, dem Kaiſer Rettung bringend,

der Roſenkranz hängt an ſeinem Ledergurt; mit Maria zum Kampfe — mit Maria zum Siege! — Dieſe urgewaltigen, urkatholiſchen Mannen, nicht die kernfaulen Spottgeburten, der Abſchaum des Tirolertums, über den der Pöbel im Theater lacht, ſind die Vorbilder und Patrone des Tirolers von heute, der die gewaltigſten Schlachten des Weltkriegs ſchlug!

Katharina Lanz, die Spingeſer Jungfrau, die mit gezückter Erntegabel die Franzoſen von der Kirchhofsmauer ſtach und dann als alte unbekannte Pfarrhäuſerin ihr Leben mit einem Gebet für die dereinſt getöteten Feinde beſchloß; Gertrud Angerer, die ihre Jungfrauſchaft, neunzehn Jahre alt, mit ihrem Blute beſiegelte, im Wald bei Hall Anno 1816; Maria, Kemenaters fromme Braut; Anna, die ſchmerzensreiche Gattin Hofers, des Märtyrers; ſie ſind die Patroninnen der echten Tirolerin von 1916, nicht die Liebſte des Grenzjägers, der „Weibsteufel", der in einer ungeſegneten, dunklen Stunde der Phantaſie Karl Schönherrs entſprang.[1])

Nein, von ſolchen Liebſten und von allem ſchlimmen Gelicht, das da und dort in Tirol eingeſchlichen iſt, ſoll heute und nimmer die Rede ſein. Dies Land blüht einem neuen Heldenlied entgegen; wer es ſingen wird — ob Willram, der ſchwertklirrende Schenkendorf Tirols; oder Sebaſtian Rieger, der die keuſche, kindhafte Seele ſeines Volkes wie ein Seher kennt; ob Maurus Carnot, der herrliche Bündner Barde, dem unter der Kutte des Schweizer Benediktiners ein inniges Tirolerherz ſchlägt . . . ob ein anderer, ein Unbekannter, deſſen Schritt wir im Rauſchen des Iſonzo, im Gewitter der Kanonen

[1]) Dieſer Satz iſt im Winter 1915/16 niedergeſchrieben. Seither hat auch Schönherr, ein gebürtiger Tiroler, in einem kraftvollen Freiheitsdrama („Volk in Not") ſeiner Nation die gebührende Ehre erwieſen.

um Col di Lana erſt werden kommen hören — ich weiß es nicht; aber dies weiß ich gewiß: verlaſſen von Gott und von allen guten Geiſtern iſt, wer heute Schmähliches vom heiligen, blutgetränkten Land Tirol reden wollte, das ſoll niemals ſein. Gott ſei vor!

Das ſein Blut in Strömen für Öſterreich und ſeinen Kaiſer vergoß:

Wo kommſt du her in dem roten Kleid,
Und färbſt das Gras auf dem grünen Plan?

Das iſt Tyrolia, ſie auch kommt heiß vom Männerſtreit, rot von der Ehrenbahn; wer ſie und ihre Kinder nicht preiſen will und mag, der ſoll abſeits ſtehen und ſchweigen, und wer ſpotten will, der möge es ermeſſen, wie es einer Mutter iſt, deren Gewand rot vom Blute, deren Herz zermartert von der Marter ihrer liebſten Söhne iſt, und er möge die Stimme hören, die Stimme des Herrn, die aus dem flammenumlohten Tirol, das niemals in den Flammen untergeht, wie aus dem brennenden Dornbuſch Moſis furchtbar und erhaben ruft:

„Löſe deine Schuhe, denn dieſes Land iſt heiliges Land.“

Princeton University Library
32101 066414911